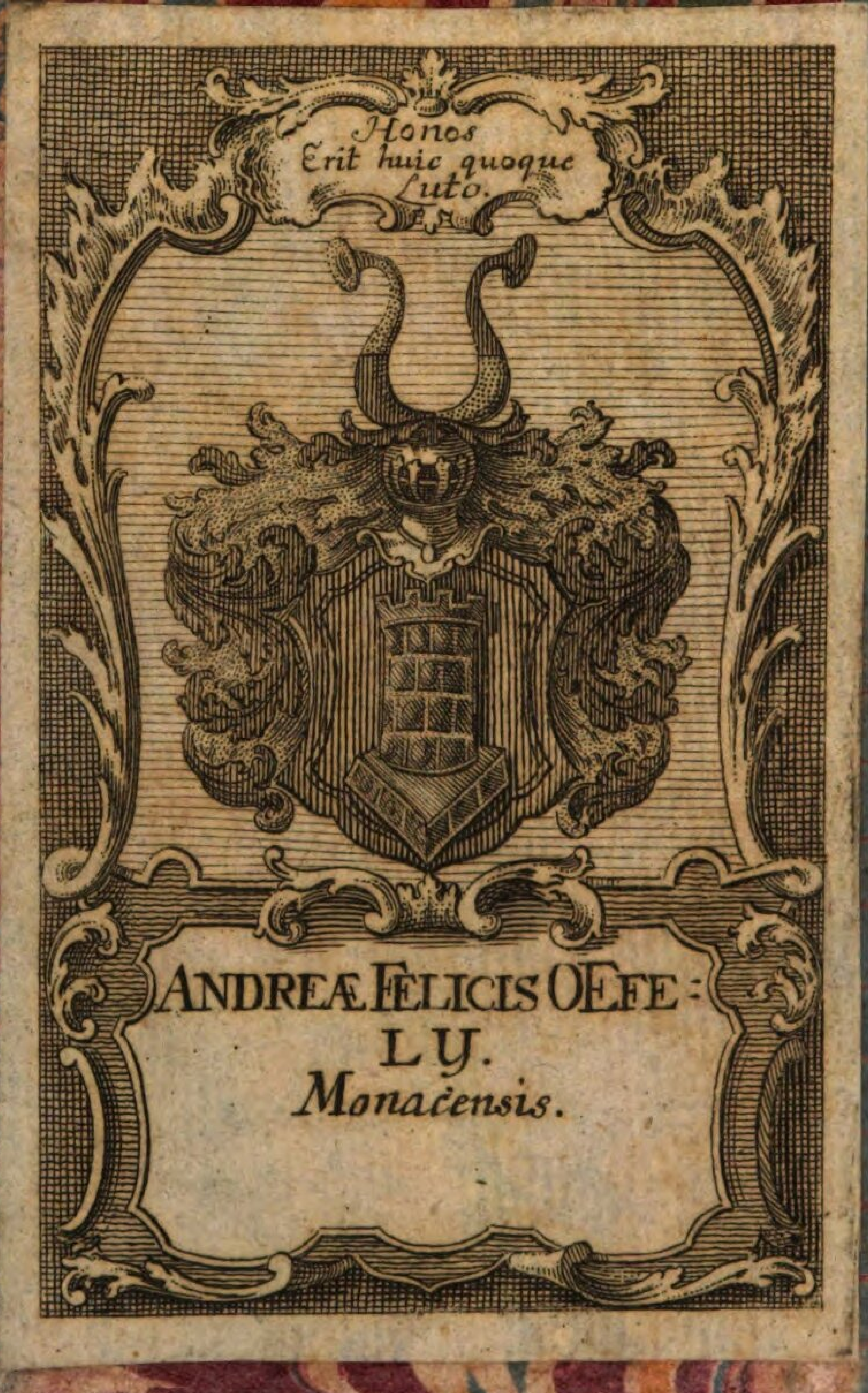
Ph.sp.
273
b


Honos
Erit huic quoque
Luto.
ANDREÆ FELICIS OEFE:
LY.
Monacensis.

Ph. sp. 273 b
1

Fenelon

~~2 14~~
420.

<36625398330011

S

<36625398330011

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. sp. 273b

Fénelon

Philos. Theol. Nat. 1056. b.

R.

Des Herrn Franziscus Salignac
de la Motte Fenelons

Beweiß
von dem
Daseyn Gottes
aus der Natur

von neuem
aus dem Französischen übersetzet
durch
Daniel Emanuel Folgern.

J E N A,
verlegts Georg Michael Marggraf.
1 7 6 0.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem
Hochgebohrnen Herrn
HERRN
Friedrich Sophus
des heil. Röm. Reichs Grafen
von Wartensleben
Ritter des weißen Bandes in Dännemark, Erb- Lehn- und Gerichts- Herrn auf Dòberniz, Brinnis, Hohenroda, Lockewin ꝛc.

Meinem allezeit gnädigen Grafen und Herrn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Hochwürdigen
und Hochgebohrnen Herrn
HERRN
Friedrich Wilhelm
des heil. Röm. Reichs Grafen
von Wartensleben
Dom-Herrn des hochwürdigsten Stiftes zu Brandenburg, Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf Zschepen, Selben, rc.

Meinem gnädigen Grafen
und Herrn.

Hochgebohrne
Grafen und Herren,
gnädige Herren,

Ewr. Ewr. Hochgräfl. Hochgräfl. Excellenz Excellenz bisher gesegnetes Hohes Wohlergehen, habe als Dero geringster Diener und Cliente mit innigster Freude vernommen; Wünsche dabey von Herzen von GOtt als dem Geber alles Guten, daß er noch ferner nach dem Maase seiner unendlichen Güte über Dero Hochgräfliche

liche Familie mit allem Wohlseyn und Seegen wachen, und Sie Allerseits mit zeitlicher vornehmlich aber ewiger Wohlfarth beschütten wolle. Meiner Pflicht habe einmal zu seyn erachtet, da ich noch und die Meinigen mit vieler Gnade überhäuffet, als einen tiefen Schuldner mich erkennen muß, einen Anfang zu machen einigen Abtrag zu leisten:

Habe dahero gegenwärtige geringe Uebersetzung Ewr. Hoch Reichs Gräfl. Excellenz Excellenz in Unterthänigkeit zueignen und übergeben wollen, in keinem andern Abziel, als daß es theils ein Anlehn meines dankbegierigen Gemüthes seyn soll; theils aber unter Ewr. Hoch Reichs

Gräfl.

Gräfl. Excel. Excel. hohen Namen desto sicherer hervormachen und sehen lassen dürfe. So mag demnach diese schüchterne Frucht meiner Feder unter Ewr. Hoch Reichs Gräfl. Excel. Excel. hohen Namen, dahin gehen, nicht zweifelnd es werden Dieselben nach Dero hochgepriesenen besonderen Leutseeligkeit auch einen geringen Blick dieser meiner schlechten Arbeit gönnen, und ein hochgeneigtes Urtheil davon nach Dero beywohnenden Geschicklichkeit fällen.

Wie denn hiermit Ew. Hoch Reichs Gräfl. Excel. Excel. und die ganze Hoch Reichs Gräfl. Familie zu stetigem Schutz der himm-

lischen Heerschaaren will anvertrauet haben, damit wir die hohen Herrschaften unter beständigen hohen Wohlergehen zu Dero Unterthanen Trost uud Schutz einhergehen sehen mögen, wie solches in ungezweiffelter Herzens Zuversicht nebst andern getreuen Unterthanen von GOtt zu erlangen hoffet

Ewr. Ewr.
Hoch Reichs Gräfl.
Excel. Excel.

Jena
den 30 Octob.
1759.

unterthänigst gehorsamster
Knecht
Daniel Emanuel Folger.

Vor=

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Geneigter Leser!

Die Lehre von GOtt und dessen Wesen ist fleißig untersuchet, und in vielen besonderen Schriften vorgetragen worden. Derjenigen nicht zu gedenken, welche entweder gewisse Bücher von der natürlichen GottesGelahrheit herausge-

geben; oder in ihren Metaphysicken davon gehandelt haben; so haben sich viele angelegen seyn lassen, das Daseyn GOttes aus der Natur wider die GottesVerläugner zu beweisen, und dazu mancherley Gründe, nicht nur allgemeine, sondern auch besondere, gebrauchet, davon jene von dem Weltgebäude und den Geschöpfen überhaupt, so fern man deren Beschaffenheit, Ordnung, Bewegung, Absichten betrachtet; diese hingegen von gewissen Geschöpfen und Begebenheiten in der Natur hergenommen werden. Unter diese erste Art nun nehmlich derer, welche das Daseyn GOttes durch allgemeine Gründe, insofern man die Beschaffenheit, Ordnung, Bewegung, Absichten des Weltgebäudes, und deren Geschöpfe betrachtet, gezeiget haben, gehöret auch unser Herr Franz Salignac de la Motte Fenelon, dessen Beweiß von dem Daseyn GOttes zum

ersten mal zu Paris 1711. in Französischer Sprache ans Licht getreten ist, und davon wir hier eine Uebersetzung liefern.

Diese Abhandlung des Herrn Fenelons von dem Daseyn GOttes in einer Vorerrinnerung zu loben würde vergebens und eben so viel seyn, als wenn man einen Diamant in Bley einfassen wolte, um seinen Werth dadurch zu vermehren; indem ein Buch durch das in der Vorrede voraus geschickte Lob weder verbessert noch verschlimmert wird. Ich überlasse dahero dem geneigten Leser selbst hiervon zu urtheilen.

Damit ich aber doch den Verfasser dieser Abhandlung nicht ganz mit Stillschweigen übergehe, so will ich etwas weniges von ihm anführen (seinen ganzen LebensLauf zu erzehlen würde hier theils zu weitläuftig, theils aber

auch vergeblich seyn; indem man, wenn man mehrere Nachricht von ihm haben will, denselben anderweits schon vorfindet*). Es ist nehmlich derselbe ein Sohn eines französischen Marquis, und auf dem Schlosse Fenelon in Perigord im Jahr 1651. zur Welt kommen: studirte zu Cahors, und Paris, starb als ein ächter Papist, doch hat er von dem ReligionsZwange nichts gehalten. Seine Sitten (heißet es in seinem Leben pag. 95.) kamen genau mit seiner Moral überein. Er hielt sich strenge, und durch seine Handlungen machte er sich bey allen redlichen Leuten beliebt; indem er in nichts so sehr sein wahres Vergnügen suchte, als seinen Pflichten gemäß leben zu können pag. 164. heißt es von

ihm:

*) Leben des Herrn de Salignac de la Motte Fenelon Herzog zu Cambray, Haag 1723. in groß 12.

ihm: Alle Nationen Europens hatten eine gleiche Hochachtung vor ihm, nur sein eigenes Vaterland ausgenommen, als welches ihn sehr hassete und verläumdete. Dieses mag hiervon genug seyn.

Was die Uebersetzung anlanget; so habe nicht in solchen Umständen gelebet, daß ich das Urbild vollkommen hätte abdrucken können, welches zwar unmöglich. Ich erwarte demnach von dem geneigten Leser ein gütiges und billiges Urtheil, und glaube noch vielweniger, daß man das für Fehler halten werde, welches keine Fehler sind. z. E. Daß ich mich bemühet habe, in verschiedenen Stellen mehr den Verstand der Worte recht auszudrucken, als nur demselben einen Begriff beyzulegen, der ihnen zwar wol auch, aber doch nicht eigentlich, hier; sondern nur in diesem oder jenem Fall zukommt; weil sonst

die Kraft des Beweises würde geschwächet worden seyn.

Ich werde mich übrigens erfreuen, wenn diese meine geringe Arbeit bey dem geneigten Leser so viel Beyfall findet, als die Begierde bey der Uebersetzung denselben zu erhalten, gewesen ist.

D. C. F.

Vorrede.

In welcher gezeiget wird, I. daß es niemals wahrhaftig vollkommen überredete Atheisten gegeben hat. II. Daß es doch nöthig ist wegen der Würklichkeit, oder des Daseyns GOttes [zu schreiben], um diejenigen zu bevestigen, welche daran zweifeln, und um diejenigen, welche daran zu zweifeln suchen, zu überzeugen. III. Daß die Beweise von dem Daseyn GOttes, wenn sie aus der Natur genommen werden, die rührenden sind. IV. Daß der berühmte Urheber dieses Buchs diese alle zur rechten Zeit angebracht hat. V. Daß er die nothwendigen Grundsätze hat angegeben, um den Spinozismum zu widerlegen. VI. Widerlegt der Urheber dieser Vorrede mit Sorgfalt diese Art des Atheismi.

Nichts ist schåndlicher vor uns, und zeigt besser unser Verderbniß an, als daß man sich aus Eifer genöthiget siehet, von dem Daseyn GOttes, zu schreiben. Es ist wahr, die Ver-

nunft ist in keinem Menschen so geschwächt, daß sie gänzlich ihren Urheber vergessen sollte: daß sie eine Wahrheit nicht mehr wissen sollte, welche doch der Schöpfer in einem jeden Theil seiner Werke so sorgfältig geleget hat. Wissen, daß man ist, das ist fast eben so viel, als wissen, daß ein GOtt sey. Die Empfindung von unserem Daseyn ist so genau mit der Empfindung, daß ein GOtt sey, vereiniget, daß man gar nicht das erstere empfinden kann, ohne an das andere erinnert zu werden. Man kann sich gar nicht entbrechen, die Deutlichkeit dieser Wahrheit einzusehen. Und, wenn es auch verstellte Atheisten gegeben hat; so sind es doch niemals wahrhaftige Atheisten gewesen. Der Beweis, so man von dem falschen Glauben der Gottlosen hernimmt, gründet sich auf das Bekenntniß, welches die Gottlosesten, bey vielen tausend Gelegenheiten unter einander abgeleget haben, daß sie sich nicht enthalten könnten, das Daseyn GOttes zu glauben, auch zu der Zeit, da sie alle Vernunft anwendeten, um zu verhindern, daß sie dasselbe nicht glaubten. Weder die geringe Anzahl dererjenigen, welche nicht sind aufrichtig gewesen; noch die Hitze dreyer, oder vier, die sich unterstanden haben ihre Gottlosigkeit, bis ans Ende zu behaupten, stossen den vollkommenen Beweis,

welchen dieses Bekenntniß abgiebt, ganz und gar nicht um. Man kann die Verstellung sehr weit treiben. Die Einbildung einer falschen Ehre; ich weiß nicht was für eine Gewinnsucht, die sich einer von GOtt abgewendeten Seele bemächtiget, bringen sie auser sich selbst, und nöthigen sie, ihre Bosheit zu vollziehen. Die Verzweiflung eines Menschen, der ungezweifelt einen GOtt glaubt, welcher sich bereit findet, alle Strenge seiner Gerechtigkeit zu beweisen: und, der sich nicht wieder mit ihm aussöhnen will, ist ein ganz anderer Zustand, als die hartnäckigte Verstellung der falschen Atheisten: und doch ist sie nur allzugewöhnlich.

Der verstorbene Msr. Baile, hat beynahe in unseren Tagen eine Vertheidigung des Atheismi unternommen, aber in keiner andern Absicht, als nur seinen Witz und ganz besondere Natur-Gaben, welche er vornemlich in Abhandlung akademischer Zänkereyen hatte, sehen zu lassen, eben wie Isocrates und Cardan die Lobes-Erhebungen des Busiridis und Neronis deswegen unternommen haben. Mons. Baile sage ich, redet von gewissen barbarischen Völkern, die ganz und gar von GOtt nichts wüsten. Aber er beruft sich dabey nur auf einige schlechte Erzehlungen, die den vielen glaubwürdigern Erzeh-

zehlungen widersprechen. Wenn man auch selbst seinen Erzehlungen Glauben beymessen wollte, welche er anführet; so wird doch die Sache, die er vertheidiget, dadurch nicht besser. Denn wenn man behauptet, daß das Daseyn GOttes eine so deutliche Wahrheit sey, die man nicht gänzlich verdunkeln kann, ob man schon auch alle Gewalt darwider anwendete; so redet man von Menschen, welche einiger massen ihre Vernunft gebrauchen können. Allein die barbarischen Völker, welche Msr. Baile einer gänzlichen Unwissenheit von GOtt beschuldiget, sind fast nur der Gestalt nach Menschen, es fehlet ihnen sowol die Vernunft, als auch die Religion. Aber haben sie dann so gar keine Religion, daß sie in einen wahrhaftigen Atheismum gefallen wären? Nein. Es liegt blos am Urtheile, welches aus den falschen Erzehlungen des Msr. Baile entstanden; sie sind weit entfernet, völlig überredet zu seyn, daß kein GOtt und Schöpfer der Welt sey. Ihr Zustand kann nicht für einen Unglauben gehalten werden; sondern es ist ein bloser Mangel der Erinnerung an GOtt. Denn diejenigen, die in dieser Art am meisten nachdenken sollten (oder die mitten im Christenthum leben), gehen mit lauter sinnlichen Dingen um, und haben niemals an GOtt gedacht,

dacht, niemals denen Gedanken nachgehangen, welche ihnen die Natur angeboten hat. Aber der Mangel der Erinnerung an GOtt ist deswegen kein Atheismus. Wie viele auf der Welt, die Christen in ihrem Herzen sind, bringen lange Zeit hin, weder an GOtt, noch an die Pflichten ihrer Religion zu denken. Wird man sie deswegen unter die Zahl der Atheisten setzen? Ferner, wenn man einen solchen Barbar gefragt hat, was er von dem Ursprunge der Welt hielte? wenn man ihn zugeredet hat, sich seines Bewußtseyns ein wenig bekannt zu machen; so haben die Beweise von dem Daseyn GOttes ihre unfehlbaren Würkungen in seinem Verstande gethan, daß er einen GOtt bekannt hat. Die schärferen Beweise sind nur für die, welche denselben nachdenken können.

Allein, sagt **Mons. Baile**: Es giebt in China eine berühmte zahlreiche Secte, welche eine offenbare Profeßion aus dem Atheïsmo macht. **Mons. Baile** verläßt sich in diesem Stücke noch auf die unbesonnenen Erzehlungen: denn die gelehrte Secte, von der er redet, kann nicht für atheistisch gehalten werden. Einige neuere Gelehrte von dieser Secte irren zwar, das ist wahr: Sie verstehen unter der Gottheit, ich weiß nicht, was für eine Tugend, welche sich in die ganze Natur, und

überhaupt in diesen materiellen Himmel ausbreitete, als ihr vornehmstes Instrument. Wenn man es aber hernach bey Lichte besiehet; so irren sie so, daß sie gar nicht dadurch das Daseyn GOttes leugnen; das ist aber kein Atheist seyn. Ja die Heyden haben die allergeringsten Begriffe von der Gottheit, und doch sind es keine Atheisten. Und man kann nicht in erhabenern Ausdrücken von der Gottheit reden, als sich die chinesischen Gelehrten in ihren Schriften ausdrücken. Sie legen ihr eben die Vollkommenheiten bey, wie wir. Sie drucken sich von der Schöpfung, von der Erhaltung und Vorsehung GOttes, eben so aus, wie wir. Das müßte eine ganz besondere Art von Atheisten seyn. Allein sie sind so wenig Atheisten, und der gefährliche Irrthum, den sie hegen, macht so gar keinen Eindruck in ihren Gemüthern, daß sie niemals ihren sich eingebildeten und erdichteten Ly, die Beschreibung der Gottheit beylegen, noch das natürliche Bewußtseyn, das sie von GOtt haben, darnach einrichten sollten.

Ich rede aber hier nicht von den vermeinten Atheisten des Heydenthums; da doch der Pater Mourques zeigt (in seiner theologischen Erklärung des Heydenthums), daß alle Heyden weniger gottlos sind: Ja Monf.

Baile selbst räumt uns ein, daß man keine andere Gewißheit davon, als nur ihre Gottlosigkeit, habe; gesetzt, daß sie die Gewißheit eines allmächtigen GOttes angreifen sollten, welches man aber nicht zu fürchten hat; so wird doch deswegen erst Beweis erfordert, ob sie nemlich wahre Atheisten seyn.

Mons. Baile ergiebt sich demnach an uns, mit dem Vorbehalt, daß 5. oder 6. Spinosisten kommen würden, mit einem sicheren Geleite öffentlich zu erklären, daß sie den Atheismum für ein ganz gewisses Systema hielten. Er fragt uns: ob wir denselben hierinnen glauben würden? Wir antworten hierauf: Keinesweges; denn wir würden ihnen darinnen niemals nicht glauben, es sey denn, daß sie uns einige Merkmale eines Unverstandes geben. Und zwar deswegen, weil so viele Gottlose uns ganz anders Sinnes machen; indem bisher noch nicht ein einziger gefunden worden, der da nicht in einem Augenblick sich hätte bereden lassen, einen GOtt zu glauben; ja, weil hundert Gottlose, die sich nicht geändert haben, öffentlich gestanden, daß sie niemals weniger, allen ihren Bemühungen, die sie angewendet, ohngeacht, durch ihren Unglauben hätten zu einem völligen Zweifel kommen können, noch das Licht gänzlich bey sich zu verdunkeln im Stande

gewesen wären, welches alle Menschen erleuchtet, so in diese Welt kommen.

Es ist demnach gewiß, daß, da es niemals wahrhafte Atheisten gegeben, man auch niemals ihrentwegen würde von dem Daseyn GOttes geschrieben haben; und daß, da man unternimmt, dasselbe zu beweisen, es damit gar nicht abgesehen ist, die schon davon überführten Gemüther eines andern zu belehren; sondern die Wankelmüthigen zu bevestigen: nicht dadurch einen eingeführten Irrthum zu widerlegen: sondern die entstandenen Zweifel zu benehmen, und zu heben.

Wenn es nun aber keine wahrhaften Atheisten giebt (wird jemand sagen), so ist es unnütze von dem Daseyn GOttes zu schreiben. Hierauf antworte ich: So ist es demnach auch unnütze, einem Frommen die Schönheit der Tugend abzuschildern, sondern nur dem Gottlosen; die moralischen Abhandlungen können also nur den Sündern dienen, welche das ganze Gesetz übertreten haben? Ein Buch, welches die Wankelmuth bevestiget, die einer in seinem Gemüthe hat; ein Buch, welches denen Leidenschaften die Waffen entziehet, deren sie sich bedienen um die gerechten Gewissens-Bisse zu unterdrücken: ein Buch, welches das Geheimniß der Gottlosigkeit deutlich zeiget, wel-

ches uns weiset, daß in dem Herzen eines Frey-Geistes die Affecten die Stelle der Vernunft vertreten; ein Buch, welches alle lächerliche Possen weiset, die eine unnatürliche Gottlosigkeit hat, ist das ein unnütz Buch? Und da es zwar keine Atheisten giebt; so muß man indessen doch von dem Daseyn GOttes schreiben, um die davon zu überführen, die da Atheisten werden wollen.

Es giebt zwar keine Atheisten, aber sollten unsere öffentlichen Fehler geringer seyn? Wir werden weniger schamroth über die Laster gottloser Menschen, als über die Blindheit wahrhaftiger Atheisten. Und, wenn die Schwäche eines Gemüths, dem die deutliche Wahrheit gänzlich verborgen wäre, die menschliche Natur beschimpfet, wird wol die Bosheit eines Herzens, welches sich vor der allerdeutlichsten Wahrheit verbergen will, und, welches sich daraus die gröste Ehre machet, diese nicht zu wissen, ja wol gar wider diese zu streiten, wird wol, sage ich, diese Bosheit des Herzens, das menschliche Geschlecht weniger beschimpfen? Welches Entsetzen muß uns nicht ankommen über die Gottlosen, welche sich wider den allmächtigsten Beherrscher empören! über die Undankbaren, die von dem Daseyn des allerfreygebigsten Wohlthäters ganz gewiß überzeugt seyn, sich dennoch

bemühen, aus ihrem Verstande diese Ueberzeugung heraus zu reissen, und die sich ernstlich bestreben, daran zu zweifeln, beständig arbeiten, die Wolken zu bewegen, dieses so helle Licht zu verdunkeln, welches sie doch nimmermehr gänzlich auslöschen können; ja so gar deswegen ein System verfertigen, dadurch sie zum wenigsten andere zweifelnd machen, und die Zahl der Ungläubigen vermehren möchten, um nur, wenn es möglich wäre, dem Unglauben durch die ziemliche Menge der Ungläubigen ein Ansehen zu geben, als welches der einzige Trost noch für ihr nagendes Gewissen ist.

Ein geschickter Kopf, der da wegen seines Eifers seine Gottlosigkeit fortzupflanzen sehr berühmt ist, hat mir aufrichtig gestanden, daß er nichts unterließe vorzubringen, andere zu bereden, auch so gar das, was er selbst nicht glauben könnte. Er schmeichelte sich mit der eitlen Hoffnung, endlich die meisten dahin zu bringen, daß sie das glaubten, was er haben wollte; und daß die Zahl derer, welche er würde überführet haben, eine neue Art des Beweises für ihm seyn würde. Wenn die Gottlosen alle so aufrichtig wären, so würden sie darinnen gewiß völlig übereinkommen, daß ihre Absicht ebenfalls von gleicher Beschaffenheit sey.

Was sind das demnach für eitle Bemühungen? Alle Wahrheiten sind so mit dieser ersten verbunden, daß eine jede derselben zu einem Beweise wird. Der Verstand kann sich mit nichts etwas zu thun machen, darinnen sich ihm GOtt nicht offenbaret. Wie vertieft sich nicht der Metaphysicus in den Subtilitäten dieser abstracten Wissenschaft; indem er einen Weg gehet, auf welchem ihm wenig Menschen folgen! und findet doch auf demselben GOtt? Wie beschäftiget sich nicht der Mathematicus, einzig und allein mit Körpern, und mit ihrem sinnlichen Maaße? und doch entdecket er darinne GOtt, ob er gleich ein Geist ist! Wie belästiget nicht ein Liebhaber der Historie sein Gedächtniß mit merkwürdigen Begebenheiten? die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Güte GOttes, als des Urhebers der merkwürdigen Begebenheit kann ihm nicht unbekannt seyn, und die Geschichte der Religion, nach welcher er alles durch einen hohen Verstand eingerichtet findet, gereichet ihm zu einem Beweise des Daseyns dieses verständigen Wesens. Wie vagiret nicht ein Reisender in verschiedenen Ländern herum? und überall findet er GOtt, wenigstens wird er ihn dunkel gewahr werden, so, daß er sich leichte bereden wird, daß, woferne er GOtt nicht erkennete, er ein unvernünftiges Thier seyn müßte.

Aber

Aber unter allen Beweisen ist der deutlichste dieser, welcher aus der Erkenntniß der Natur, und aus der Erkenntniß des Menschen insbesondere genommen ist. Wir lernen von dem heiligen Paulus und weisen Salomon; der Heil. Geist vielmehr, dessen Werkzeuge sie gewesen, lehret uns durch dieselben, daß dieser Beweis über alle Weltweise gesieget habe, und daß er einem jeden, der nur denselben nachdenket, überführen muß. Er ist in so vielen Stellen der Psalmen erkläret, und der königliche Prophet ist so hoch, und so rührend, wenn er auf denselben kommt, daß man gleich einsiehet, was für einen Eindruck dieser Beweis in seiner Seele müsse gemacht haben. Auch haben die Kirchenväter darinnen ihre Stärke bewiesen; indem sie niemals unterlassen haben, denselben in ihren Tagen anzuwenden, weil sie fast glaubten, daß derselbe hinlänglich sey, die Verläugnung GOttes zu unterdrücken. Minucius Felix in seinen Gesprächen, Lactantius in seinem Buche von den Werken GOttes, S. Athanasius in seiner Abhandlung wider die Heyden, S. Gregorius Nazianzenus in seinen 34. Reden, S. Basilius und Gregorius in ihrer Erklärung des 1sten Cap. der Genes. haben alle ihre Beredsamkeit angewendet, diesen Beweis

weis sinnlich zu machen. Grenard hat denselben weiter, als alle Gelehrten, in seinem Catechismo, ausgeführet, zum wenigsten ist er in demselben sehr weitläuftig, um diesen Beweis sehr genau bekannt zu machen.

Der Urheber, der uns das Werk liefert, hat sich bey Untersuchung dieses Beweises so wol nach den Leuten von Nachsinnen gerichtet, indem er ihn auf die Grundsätze einer vollkommenen Weltweisheit gründet, als auch zugleich bey demselben dahin gesehen, daß er von denen Einfältigsten kann gefasset werden. Unser Jahrhundert hat wenig Menschen, die im Stande seyn ein gleiches zu thun. Denn es gehöret erstlich ein sehr scharfsinniger Kopf dazu, alle die verborgenen Kräfte der Natur einzusehen, und ihre Schönheiten abzuschildern. Es wird ferner ein guter Verstand, und eine angenehme Wohlredenheit erfordert, diese Schönheiten sinnlich, und dasjenige so deutlich zu machen, daß der gemeine Mann begreifen kann, was in der Weltweisheit am schwersten ist, nemlich den Weg zu den Tiefen der Gottheit zu bahnen. Es gehört ein munterer und kluger Kopf darzu, allen Kunstgriffen der Gottlosen vorzubeugen. Alle diese Eigenschaften zeigen sich in diesem Werke, und die Schreib-Art entdeckt genugsam den Verfertiger, wenn

er sich gleich nicht zu erkennen gegeben hätte.

Es ist falsch, daß der Herausgeber dieses Werkes nichts als ausgeschmiert Zeuch (wie man es nennet), sich zu Nutze gemacht hat. Wenn er dieses Werk hätte verbessern wollen; so würde er vielleicht viele Fehler wahrgenommen haben, welche ein anderer gar nicht würde gemerket haben.

Endlich ist das Werk, wie es hier zum Vorschein kommt, das beste in dieser Art, und der gute Abgang der ersten Ausgabe, beweiset, daß jedermann davon eben so wie ich, geurtheilet hat.

Indessen hat man zwey Anmerkungen gemacht, welche verdienen untersucht zu werden. Der Verfasser, sagt man, gründete sich manchmal auf Meinungen der Neuern, die sehr streitig, und sehr entfernet wären, von der Gewißheit der Grundsätze. Hierauf zu antworten, ist es nicht schwer. Es betrifft vornemlich den LVIII. und LXV. Articul; und man kann sagen, daß der Autor, indem er in den vorhergehenden Articuln allgemeine Beweise, und die ein jeder fassen kann, voraus gesetzet hat, daß er nun in diesen Articuln besondere dafür gesetzet, besonders solche Beweise, welche man argumenta ad hominem nennet, die sich gründen

auf

auf die angenommenen Grundsätze des Gegners, wider welche man streitet: das sind Beweise wider die Cartesianer und Malbranchianer: diese hat der Verfasser nicht vergessen dürfen. Es hat sonst mancher Verfasser die Spinosisten vergessen: Das ist die andere Anmerkung.

Dieses Urtheil ist noch viel verwegener, als das vorige. Das Werk, wie man es ietzo hat, ist schon lange verfertiget, und der berühmte Verfasser hat es nicht wieder übersehen. Wenn das Werk ihme wieder vor die Augen kommen sollte; so würden die Spinosisten nicht verschont bleiben: der Verfasser würde dieses Lehrgebäude weit berühmter machen, wenn er sich zu erkennen gäbe; indem es schon berühmt ist, da man nur auf ihn muthmasset; man kann sehr leicht darthun, daß er sich durchaus nicht hat wollen zu erkennen geben, indem er auch wider die andern Arten des Atheismi geschrieben.

Das Systema des Spinosä hat nichts neues, als die Cartesianischen Grundsätze, die bemühet er sich auszuputzen, und die dunkeln Redens-Arten, in welche sich jener verstecket hatte, zu erklären. Die Weltweisen, welche wider das Daseyn GOttes gestritten, haben, da sie gewahr worden, daß sie tausend unüberwindlichen Gegenständen unterworfen wären, sich nicht in einen so kleinen Bezirk einschränken

können,

können, da sie so viel Platz, sich zu vertheidigen, täglich vor sich sahen. Die Lehrgebäude, welche sie der wahren Lehre von der Erschaffung der Welt an die Seite setzen wollten, bestunden aus lauter Erdichtungen, und widersprachen sich auf allen Blättern; und, indem sie ihre falsche Sätze auf welche sie sich gründeten, vermehreten, vermehreten sie zugleich dadurch die Widersprüche. Und es kann nicht anders seyn: denn wenn man die Wahrheit antastet; so müsten sehr schlechte und dunkle Gegensätze gemacht werden, wenn sie nicht die Oberhand behalten sollten. Einige alte Vertheidiger des Atheismi sind dieser Lehr-Art ergeben gewesen. Klügere, als die Epicuräer, sind, ohne sich in eine Weitläuftigkeit einzulassen, zufrieden gewesen, zu sagen, daß alle Wesen, welche gewesen wären, welche sind, und welche seyn würden, würden durch eine nothwendige Hervorbringung, von einem ewigen Wesen, hervorgebracht, von der sie auf diese Art ausgiengen, daß dieses Wesen nothwendig diese hervorbringen müßte, und keine andere hervorbringen könnte, ja, daß auch diese vor sich nicht könnten hervor gehen. Mit einem Worte, daß alles, so wie es ist, nothwendig ist. Daß also kein anderer GOtt, als die Welt, als das Ganze, als diese wenige,

und nothwendige Quelle von alle dem, das man sehe, daß von dieser einzigen Substanz alles das Stückgen wären, was da wäre, und das, was sich begäbe, wären zufällige Beschaffenheiten von dieser Substanz.

Um die Schwäche dieses Lehrgebäudes einzusehen, muß man ein wenig die Dunkelheit, welche es umgiebet, vertreiben, und seine Gegner antreiben, das, was sie sagen wollen, deutlich zu machen, was sie selbst für sich wollen verborgen behalten.

Man frage sie anfänglich, ob diese Substanz als die nöthige Quelle aller Dinge Verstand habe, oder ob sie unvernünftig und blos materiell sey; ob sie etwas mit Weisheit thue, oder blindlings agire? Sie werden auf diese Frage keine Parthey ergreifen können, welche ihnen nicht zu schaffen machte.

Sie werden wol alle Geister, allen Verstand, aus der ganzen Welt ausschließen; allein, wenn sie antworten, daß die Quelle aller Wesen unvernünftig und blind wäre; so, daß sie ohne alle Erkenntniß und ohne Bedacht in ihren Hervorbringungen agirte; so würden alle Beweise, welche der Autor von dem Bau der Welt, und von der Einrichtung des Menschen genommen, sich darwider setzen, und unsere Gegner müßten erklären, wie die so weise

und so künstliche Hervorbringung aus einer blinden Substanz zugienge: Es wird ein unauflösliches Geheimniß vor alle ihre Subtilitäten bleiben. Wollen sie sagen, daß man nicht eben eine Ursache zum voraus setzen müßte, welche würke; sondern es entstünde alles durch eine natürliche Nothwendigkeit. Schlechter Kunst-Griff! Was für Gedanken haben sie bey Aussprechung dieser Worte: es entstehet alles durch eine natürliche Nothwendigkeit? Die Materie von allen ist ewig. Dieß will ich anietzo annehmen: wer ist denn der, welcher ihr die verschiedenen Gestalten gegeben hat? Siehe, das ist anietzo die Frage. Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, wer hat sie gebildet? wer hat ihre Theile so geordnet? Die Materie sagt man, hat sich selbst also in Ordnung gestellet Ich will es nochmals annehmen; aber ich frage, ob diese nach und nach nothwendige Zusammensetzung der Materie eingerichtet sey mit einer Erkenntniß, oder ohne dieselbe? Hierauf muß man antworten: Sagt man, daß kein Verstand dieselbe eingerichtet hat, so wird man beschämt durch die bewundernswürdige Accuratesse in ihrer Einrichtung, und die Unmöglichkeit ihres gottlosen Lehrsatzes wird merklich: Es ist lächerlich, (man kann sich keiner nachdrücklichern Worte bedienen). Es ist nichts ungeräum-

räumters zu denken, als daß ein bloses Ohngefähr die Ilias und Versailles soll hervorgebracht haben. Aber ist es wol nicht eben so lächerlich zu denken, daß die Materie allein, ohne dem Schöpfer, hinlänglich gewesen sey, dieses bewundernswürdige Werk zu vollenden? Ist es nicht eben so unbesonnen, zu behaupten, daß die ganze Welt keinen Urheber hat, und daß die wundervolle Ordnung ihrer Theile eine nothwendige Hervorbringung einer unvernünftigen und sinnlosen Materie sey? will man der Materie, davon alle Wesen nichts weiter, als blose verschiedene Gestalten seyn, Verstand und Weisheit zuschreiben und beylegen; so muß man sie eintheilen in Geist und in Materie. Nichts ist deutlicher bewiesen, als die Unmöglichkeit einer denkenden Materie, der Autor hat den Beweis in dem XXXXIIII. Artic. geführet: die Deutlichkeit dieser Wahrheit hat auch viele Philosophen genöthiget, der Materie eine Seele der verständigen Welt beyzulegen, und also das Ganze aus zwey Theilen zusammen zu setzen, nemlich aus einem spirituösen und materiellen Theile. Das ist das pythagorische System, welches **Virgilius** so wohl exprimiret: das ist das, was die Gelehrten zu China durch ihren Ly verstanden wissen wollen. Dieses System ist abgeschmackt; allein, man darf sie

deswegen weder des Atheismi beschuldigen, noch sich hier darbey aufhalten, die Absurditäten zu zeigen.

Spinosa schmeichelt sich, die Einwürfe kraftlos zu machen, wenn er spricht, daß, obschon die einzige Substanz, welche er annimmt, materiell und ausgedehnt sey, doch nichts destoweniger denke: Sie ist fähig, sagt er, viele Eigenschaften anzunehmen; Eine Eigenschaft dehnt sie aus, eine andere machet, daß sie denket. Wunderbare Bemühungen dieses seltsamen Kopfs! das, was sich ausdehnen läßt, und was denket, sind in einem Subject zwey wider einander laufende Dinge; Unser Verfasser beweiset es unumstößlich: Es ist demnach unerlaubt znm voraus zu setzen, daß diese zwey Eigenschaften sich vereiniget haben in der einzigen Substanz des Spinosä, um ein Wesen auszumachen. Wenn sie nothwendig ausgedehnet ist, so kann sie nimmermehr Verstand haben: wenn sie nothwendig Verstand hat; so kann sie nimmermehr ausgedehnet seyn. Man bemerke, daß eine jede Eigenschaft, nach dem Spinosa, zu dem Wesen des Subjects gehöret. Die andern angenommenen Sätze des Spinosä, sind eben so willkührlich, als widersprechend Und, daß man nicht blos meinen Worten trauen darf; so will ich ein Exempel in dem Beweis

weis

weis des wichtigsten Lehrsatzeses des Spinosä geben, davon sein ganzes System abhanget. Eine Substanz kann keine andere hervor bringen; Er schließt folgender Gestalt: Es sey eine einzige Substanz, und deswegen könne kein anderer GOtt, als das universelle Wesen seyn. Dieser Grund ist der 6te Satz des ersten Theils seiner Moral: davon der Beweis hier aufrichtig hergesetzt ist. Es kann in der Natur nicht zwey Wesen geben von einerley Eigenschaften. Propos. V. Das ist so viel: die einige Dinge gemein haben. Propos. II. Demnach kann die eine nicht die Ursache der andern seyn.| Propos. III. Dieser falsche Beweis bestehet aus dreyen Sätzen, die aus den andern gemacht seyn: Zwey Substanzen, deren Eigenschaften verschieden seyn, haben nichts mit einander gemein. Wir wollen uns nicht bey diesem Satze aufhalten, um ihn genau zu untersuchen, wir sehen nur, daß derselbe nicht einen Beweis des 6ten Satzes abgeben kann, mit dem er sich doch beschäfftiget. Der 3te Satz schickt sich viel besser zu dem 6ten, aber er ist ganz offenbar falsch: Zwey Dinge, welche nichts mit einander gemein haben, deren kann eines nicht die Ursache von dem andern seyn.

Der Beweis dieses dritten Satzes, welchen Spinosa ihm beygefüget hat, machet die Falschheit desselben noch viel merklicher: Zwey Dinge, welche nichts mit einander gemein haben, können einander nicht empfinden, dahero kann das eine nicht die Ursache des andern seyn. Laßt uns erstlich die zweydeutigen und gleichgültigen Redens-Arten wegschaffen, davon das ganze Werk des Spinosä voll ist. Was verstehet er durch nichts gemein haben? Er verstehet ohne Zweifel nicht, keine Verwandschaft mit einander haben; denn sonst würde sein Beweis lächerlich, und wäre einerley mit dem vorigen. Siehe das, was er beweisen wollte: Von zwey Dingen, von denen die Ursache keine Verwandniß mit dem Effect hat, kann das eine nicht die Ursache des andern seyn. Wir sagen hier nicht, daß er eben so schlecht geschlossen. Nichts gemein haben, bedeutet demnach, so wie es Spinosa nimmt, nicht von gleicher Natur seyn, und das ist das, was er ausdruckt durch die besondere Redens-Art: nicht von gleichen Eigenschaften seyn.

Die andere zweydeutige Redens-Art: Was verstehet er durch eins durch das andere bekannt seyn? Das eine bringet uns den Begriff des andern bey. Das ist der eigent-

gentliche Sinn dieser Worte, daß das eine das andere vollkommen bekannt mache. Die Worte, deren er sich bedienet, bedeuten das nicht. Laßt uns ihm indessen antworten nach den beyden Erklärungen dieser Worte: wenn er behauptet, daß der bekannte Effect soll eine vollkommene Erkenntniß von der Ursache geben; so leugnet man dasselbe, und er wird es nimmermehr beweisen. Denn der Effect hat niemals alle Vollkommenheiten der Ursache: er kann niemals derselben gleichen. Indem der Effect, wenn die Ursache nach ihren eigenen Willen handelt, von einer ganz andern Natur seyn kann, weil er so wird, wie ihn die Ursache haben will, und weil die Ursache kann wollen, daß er von einer ganz andern Natur sey. Der Grundsatz demnach, auf welchem der ganze Beweis beruhet, ist: **Die Erkenntniß des Effects schließet zugleich mit in sich die Erkenntniß der Ursache, und der Effect kann nicht ohne die Ursache erkannt werden.** Dieser Grundsatz ist nur in dem ersten Verstande wahr; Der Gedanke des Effects bringet den Gedanken der Ursache hervor, und der Gedanke der Ursache beziehet sich auf den Gedanken des Effects; weil es nemlich keinen Effect ohne Ursache giebt, und keine Ursache ohne Effect. Der Effect macht nur be-

kannt, daß eine Ursache ist, aber nicht das, was sie ist: Die bekannte Ursache, als Ursache macht zum wenigsten den Effect so bekannt, als möglich. Aber wird der Satz in dem Verstande genommen, wie er denn genommen werden muß, so ist er dem Spinosa unnütze. Z. E. Substanzen von verschiedener Natur können bekannt seyn eine durch die andere, nicht durch ihre Gleichheit, denn sie gleichen einander gar nicht, nicht durch ihre Eigenschaften, denn darinne haben sie unter sich nichts gemein; sondern durch die Verwandniß der Ursache und des Effects, welche sie unter sich haben. Diese zwey Substanzen hören nicht auf von verschiedener Natur zu seyn, weil eine die Ursache der andern ist. Man kann eine durch die andere begreifen, so verschieden als sie seyn, wenn man die eine betrachtet wie die Ursache, und die andere wie den Effect. Es kann demnach eine Substanz die Ursache der andern seyn, wenn sie nemlich von andern Eigenschaften ist, als jene, Es kann demnach zwey oder mehrere Substanzen geben, davon die eine die Ursache der andern ist, da denn die übrigen Ursachen blose Effecten sind. Es ist daher falsch, daß es nicht mehr, als eine einzige Substanz gäbe, und daß also GOtt und die Welt einerley Substanz sey: Das System des Gegners stehet demnach auf einem

zerbrech-

zerbrechlichen Grunde, auf einem Axioma, das wider alle Vernunft lauft, und ist in dem Verstande falsch, welchen ihn Spinosa giebt. Es fällt dieses gleich in die Augen, so bald man die zweydeutigen Worte weggeschafft hat, deren sich der Gegner bedienet. Und wenn Spinósa gerühmet wird, so geschicht es nur von denen, welche seine Dunkelheit bewundern, diejenigen aber, die seine Meinung verstehen, haben Mitleiden mit ihm. Das, was wir nun gesagt haben, ist schon hinlänglich, das gottlose Lehrgebäude zu unterdrucken, welches der Verfasser nicht ausdrücklich widerleget hat. Allein man kann es auf einer Seite mit Nutzen angreiffen. Die Gegner dieses Lehrsatzes sagen: Es ist alles nothwendig, so wie es ist: eine natürliche Nothwendigkeit schränket die Vollkommenheit eines jeden Wesens ein, ja auch so gar die Zeit seiner Hervorbringung. Hier lassen wir uns nun nicht blos durch leere Worte, die keinen Verstand haben, abspeisen; sondern wir fragen: was verstehen unsere Gegner durch die natürliche Nothwendigkeit? man antwortet: eine Ohnmacht, etwas anders zu seyn, als das, was man ist. Dieses ist im Grund falsch; ich stelle daher eine neue Frage

an. Ich frage: Woher kömmt diese Ohnmacht? Ich für meine Person halte dafür, daß sie von dem freyen Willen des Schöpfers kommt, welcher sein Werk nach dem Vorsatz, welchen er gehabt hat, hat eingerichtet. Ich halte ferner dafür, daß, obgleich die Ursache unvollkommen und eingeschränket ist, sie doch viel beytragen könne, ihren Effect vollkommener zu machen; allein unsere Gegner verwerfen den Schöpfer, seinen Vorsatz, und die würkende Ursache; was wird demnach die unbegreifliche Ursache seyn, welche denen Wesen Gränzen setzet? Das ist eine natürliche Nothwendigkeit, sagt man; allein, wer nennet die Einschränkung eine Nothwendigkeit, und eine Knechtschaft. Denn wenn es einen Sclaven giebt; so giebt es auch einen Herrn. Die Einschränkung fordert auch etwas, was sie einschränket, es muß etwas seyn, wovon sie ist eingeschränket worden; das eine kann ohne das andere nicht seyn. Der Unterthane, der eingeschränkt wird, ist nicht ohne einen Herrn, der ihn einschränket. Ich will also den Grund gerne wissen, welcher einschränket. Höret unsere Gegner: Die Materie, sagen sie, ist von sich selbst eingeschränkt; sie ist das Subject und der Grund der Bestimmung zugleich.

Sie

Sie schränket sich selbst ein; sie setzet ihren Vollkommenheiten Gränzen, ohne daß eine fremde Ursache dieselbe in gewisse Gränzen einschließt (wenn sie nemlich der Idee zuwider ist, die wir von der Vollkommenheit haben).

Ich beschuldige die Gegner nicht deswegen des Atheismi: ich zeige nur ihre wunderlichen, und die so gerade den allgemeinen Begriffen zuwider lauffende Antworten, und zwar in ihren eigenen Redens-Arten. Sie nehmen eine allgemeine Nothwendigkeit an, aus diesem einzigen Grunde, weil sie dieselbe nöthig haben, den Atheismum einzuführen. Sie verwerfen den unwidersprechlichen GrundSatz: Daß das, was eingeschränket ist, durch einen andern eingeschränket. Ob sie dann aber glauben, daß niemand den Begriffen der Vollkommenheit nachdenken wird? Man siehet ja deutlich, daß die Einschränkung der Vollkommenheit widerspricht; und daß etwas, je mehr es eingeschränket, desto unvollkommener es ist. Man siehet also leicht, daß diese Einschränkung von einer unendlichen Natur herrühret, und daß sie blos lediglich durch die Handlung einer würkenden Ursache

kann

kann eingeschränket seyn, welche sie ins Enge bringet und einschränket. Daher schließt man wahr: daß alles das, was von sich selbst ist, unendlich vollkommen ist, und hat keine Gränzen, weil keine Ursache da ist, die es hervor gebracht. Und also ist, ein Wesen annehmen, welches von sich selbst entstehet, (das ist, ein unendlich vollkommenes Wesen) und folglich GOtt annehmen. Nichts ist ein so augenscheinlicher Widerspruch, als eine Vollkommenheit, welche Gränzen hat, und die sich selbst einschränket. Ja, eine von sich selbst eingeschränkte Natur würde entweder eine Chimere, oder die allergrößte Vollkommenheit seyn: das Daseyn, so von Niemanden abhienge, würde von andern Vollkommenheiten abgesondert werden, ohne daß dieselbe etwas abgesondert hätte. So ist also die letzte Quelle der falschen Atheisten beschaffen: sie können sich nicht vor denen höchst dringenden Einwürfen wahrer Philosophen verbergen, als dadurch, daß sie die deutlichen Begriffe verdrehen. Es ist demnach unerträglich zu sagen, daß alles durch eine natürliche Nothwendigkeit hervor gebracht wird. Und es ist unerträglich, für wahr auszugeben, daß alles durch ein bloses Ohngefehr entstanden sey.

Ich weiß, daß Spinosa nur ein Blendwerk zu machen gesuchet hat. Das allgemeine Wesen, wodurch er die Welt verstehet, wäre unendlich vollkommen, weil sie alle mögliche Vollkommenheiten in sich enthielte); aber das ist nur eine Materie, die er, um mit seinen Lesern zu scherzen, durch seine ohne Verstand angenommene Ausdrücke vorbringet. Um alle seine Zuhörer verirret zu machen, darf man sie nur nöthigen, die Unmöglichkeit der Vollkommenheit zu beweisen, welche wir für möglich halten, und zugleich, daß die Materie der Vollkommenheit fähig sey.

Noch eine Anmerkung: Wenn alles nach den Gesetzen der Nothwendigkeit eingerichtet ist, aus welchem Grunde bekommen wir die Freyheit, welche unser Wille geniesset? Wir merken dieselbe nur allzu deutlich, als daß man daran zweifeln sollte, und das Zeugniß unsers Gewissens widerleget es, alles Widerspruchs eitler Subtilitäten des Spinosä seiner Anhänger ohnerachtet. Ueber dieses so hat unser Autor denen an und

vor sich starken Beweisen vor die Freyheit eine neue Kraft gegeben, nemlich durch den Rath, welchen er allen und jeden Unterthanen giebt, und von welchen man nachlesen kann Artic. LXXVI. &c. Er hat demnach zum voraus die Spinosisten beschämet, und sein Werk ist hinlänglich, alle Arten des Atheismi zu unterdrucken.

Beweis
von dem
Daseyn GOttes,
genommen
aus der Erkenntniß der Natur,
und insbesondere
Von der Erkenntniß des Menschen, und eingerichtet nach dem Verstand der allereinfältigsten.

I. Die metaphysischen Beweise von dem Daseyn GOttes sind nicht vor alle Menschen, oder können nicht von allen Menschen gefaßt werden.

Ich kann meine Augen nicht aufthun, ohne die Kunst zu bewundern, welche sich in der ganzen Natur zeiget. Der kleinste Augenblick ist hinlänglich, die Hand wahrzuneh-

zuneh-

zunehmen, welche alles gemacht hat. Daß nun diejenigen, welche nachzudenken, und auf die ersten Ursachen aller Dinge zurück zu gehen, gewohnet sind, auch GOtt, durch das von ihm in ihrer Seele geprägte Bild erkennen können: dieß ist wol ein sichrer Weg zu der Quelle von allen Wahrheiten zu kommen. Aber je gerader und kürzer dieser Weg ist; desto mühsamer und unersteiglicher ist er denen meisten Menschen, die da von ihrer sinnlichen Einbildung abhangen.

Das ist ein so einfacher Beweis, daß er, wegen seiner Spitzfindigkeit von denjenigen, welche nicht nachdenken können, gar nicht begriffen wird. Je vollkommener also dieser Weg ist, das erste Wesen von allen Dingen zu finden, je weniger ist der Verstand vieler Menschen fähig, denselben zu betreten.

II. Die Beweise von dem Daseyn GOttes, welche hergenommen sind von Dingen, die in die Sinne fallen, können von allen Menschen gefaßt werden.

Aber es giebt ein anderes, doch unvollkommeneres Mittel, welches auch mittelmäßige Köpfe fassen können. Diejenigen, welche wenig nachzusinnen gewohnt sind, und die, welche von sinnlichen Dingen zu urtheilen pflegen,

können mit einem Augenblick denjenigen entdecken, welcher sich ihnen gleichsam in allen seinen Werken vor Augen mahlet. Die Weisheit, und die Macht, welche sich bey der ganzen Schöpfung zeiget, stellen uns denjenigen wie in einem Spiegel vor, welchen man mit leiblichen Augen nicht sehen kann. Das ist eine Weisheit, die in die Sinnen fällt, und sehr bekannt ist, so, daß sie ein jeder Mensch, der von Leidenschaften und Vorurtheilen frey ist, begreifen kann. Augustinus sagt: die menschliche Seele ist zwar vernünftig, aber sie wird zur Strafe der Sünde mit sterblichen Banden gehalten, und ist so verderbt, daß sie nur durch Schlüsse von den sichtbaren Dingen auf die unsichtbaren kommen muß.

III. Warum so wenig Menschen auf die Beweise von dem Daseyn GOttes, die die Natur an die Hand giebet, Achtung haben.

Wenn ein so großer Haufe Menschen, die da mit einem subtilen und durchdringenden Verstande begabet seyn, GOtt nicht aus der Betrachtng der Natur erkennen; so darf man darüber sich nicht wundern. Die Leidenschaften, von denen sie ohn Unterlaß beunruhiget werden, halten sie in beständiger Zerstreuung, oder die falschen Vorurtheile, welche die Lei-

denschaften hervorbringen, verschließen vielmehr ihre Augen vor diesen großen Schauplatz. Wie ein Mensch, der sich mit einer schweren Sache beschäfftiget, welche seinen Horizont übersteigt, viele Tage mit seiner Beschäfftigung in einem Zimmer zubringet, ohne zu bemerken, weder wie das Zimmer eingerichtet ist, noch was vor Zierathen und Gemählde in demselben sich befinden: Alle diese Vorwürfe seyn beständig vor seinen Augen, und doch machet keines derselben einen Eindruck bey ihm. Und sehet, eben so leben diese Menschen in der Welt: In allen und jeden stellet sich ihnen GOtt vor, und sie sehen ihn an keinem Orte. **Er war in der Welt,** Joh. 1. v. 10. **und die Welt ist durch ihn gemacht, und doch hat ihn die Welt nicht erkannt.** Sie leben ohne die Vorstellung von der Gottheit, die doch so sehr in die Sinne fällt, wahrzunehmen: Die große Verblendung der Welt hat ihre Augen verdunkelt. Ja, öfters wollen sie die Augen selbst nicht aufthun, und geben sich alle Mühe, dieselben verschlossen zu halten, aus Furcht, sie mögten denjenigen finden, den sie nicht suchen. Kurz, das, was sie am meisten brauchen sollten, ihre Augen offen zu halten, dessen bedienen sie sich, dieselben desto mehr zu verschließen, ich will sagen, die Beständigkeit und

die

die Gleichheit der Bewegung, welche die höchste Weisheit in dem ganzen Reiche der Natur angewendet hat. Der heil. Augustinus sagt: Die größten Wunder würden für nichts geachtet, wenn sie sich oft zutrügen. Cicero fället eben das Urtheil in dem andern Buche von der Natur der Götter, wenn er spricht: Das, was man alle Tage siehet, wird die Seele eben so gewohnt, wie die Augen, ohne daß sie mehr darauf Achtung giebt. Daher verwundert man sich nicht mehr darüber, man giebt sich keine Mühe mehr, die Ursache der Würkung zu entdecken, von dem, was man alle Tage sich zutragen siehet, und zwar auf einerley Weise. Gleich als ob es eine Neuigkeit wäre, und nicht die Größe der Sache selbst, die uns antreiben sollte, die Ursache davon zu untersuchen.

IIII. Die ganze Natur zeiget das Daseyn ihres Urhebers.

Nicht weniger zeiget auch die ganze Natur eine unendliche Kunst ihres Urhebers. Wenn ich hier von einer Kunst rede, so verstehe ich eine Zusammensetzung, der mit Fleiß auserlesenen Mitteln, zu einem sich vorgesetzten Endzweck zu gelangen. Es findet sich eine Ordnung, eine Einrichtung, eine Bemühung,

und auf eine gewisse Absicht gerichtetes Vornehmen. Etwas das ohngefähr geschicht hingegen, ist eine blinde und zufällige Sache, welche weder Zubereitung, Ordnung, noch sonst was auserlesenes hat, ja das, was weder Willen noch Verstand hat. Nun aber behaupte ich, daß die ganze Natur deutliche Kennzeichen einer unendlichen, mächtigen und emsigen Ursache zeiget. Ich behaupte ferner, daß das Ohngefehr, das ist, ein blinder Zusammenfluß von zufälligen und nöthigen Ursachen, von denen man keinen Grund anzugeben weiß, nicht die Welt habe hervorbringen können. Hiebey kann man sich der berühmten Vergleichungen der Alten, die sie deswegen angestellet haben, wieder erinnern.

V. Schöne Vergleichungen, welche beweisen: daß die Natur von ihrem Urheber zeiget, Die erste Vergleichung ist hergenommen von der Iliade des Homeri.

Wer wird glauben, daß die Ilias des Homeri, das so vollkommene Gedicht, niemals durch einen großen Poeten sey verfertiget worden, sondern daß die Buchstaben des Alphabets, die da in der größten Unordnung vorher untereinander liegen, auf einmal durch ein bloßes Ohngefehr sich in eine nothwendige Ord-

Ordnung versammlet, Verse zu verfertigen, die die wichtigsten Begebenheiten enthalten; ja die ein Gedicht ausmachen, das sich so gut lesen läßt, das einen jeden Umstand mit allen seinen prächtigen und rührenden Annehmlichkeiten beschreibet; kurz, daß eine jede Person nach ihren besonderen Eigenschaften auf eine so lebhafte und rührende Art redend einführet? man mag nachdenken und Untersuchungen anstellen, wie man will, so wird man doch niemals einen vernünftigen Menschen überreden können, daß die Ilias keinen andern Urheber, als ein blindes Ohngefehr habe. Cicero hat eben dieses von den Jahrbüchern des Ennius gesagt, und füget hinzu, daß das blinde Ohngefehr nicht im Stande sey, einen einzigen Vers zu verfertigen; wie vielweniger ein so vollkommenes Gedicht. Warum sollte demnach der vernünftige Mensch das von der ganzen Natur glauben, welche ohne Zweifel viel wundernswürdiger als die Ilias des Homeri ist, was ihm seine Vernunft nicht einmal von diesem Gedichte glauben läßt? Aber laßt uns auf eine andere Vergleichung kommen, welche der seel. Gregorius Nazianzenus gemacht hat.

VI. Die andere Vergleichung ist hergenommen von dem Tönen der Instrumenten.

Wenn wir in einem Zimmer, hinter einem Vorhange ein angenehmes und wohlübereinstimmendes Instrument hören, glauben wir wol, daß ein blindes Ohngefehr, ohne einige menschliche Hand, dieses Instrument könne hervorgebracht haben? Werden wir wol sagen, daß die Säiten eines Violons sich selbsten so in der Ordnung über ein Holz gespannet hätten, daß dessen Stücken sich so zusammen gesammlet um eine Höhlung zu formiren, mit so regelmäßigen Oeffnungen? Werden wir behaupten, daß ein Bogen ohne Kunst eines Menschen gemacht sey, und daß er von dem Winde getrieben werde, um eine jede Säite so verschiedentlich und so accurat zu berühren? Welcher vernünftige Geist könnte wol im Ernste zweifeln, daß eine menschliche Hand dieses Instrument mit solcher Uebereinstimmung berührete? würde er nicht vielmehr müssen laut ausruffen, daß eine geschickte Hand dasselbe spielete? Sollten wir nun nicht eine gleiche Wahrheit bey der Betrachtung der Natur merken?

VII. Die dritte Vergleichung ist hergenommen von einer Bildsäule.

Wenn jemand auf einer wüsten, und allen Menschen unbekannten Insul eine schöne marmor-

morne Bildsäule anträfe; so würde er alsobald sagen: es sind ohne Zweifel ehemals Menschen hier gewesen, und ich halte die Hand für eines Künstlers Hand, die diese Bildsäule verfertiget hat. Ich bewundere die Annehmlichkeiten, womit sie gewußt hat alle Glieder des Leibes nach ihrer Gleichförmigkeit einzurichten, um ihnen so viel Schönheit, Annehmlichkeit, prächtiges Ansehen, Lebhaftigkeit, Zärtlichkeit, und so zu reden, Bewegung und Geberden zu geben? Was würde dieser Mensch denken, wenn sich jemand wollte in Sinn kommen lassen, zu sagen: nein, es hat niemals diese Bild-Säule eines Künstlers Hand gemacht. Sie ist zwar gemacht, es ist wahr, und gewiß nach jedermanns besten Vergnügen, und nach der Richtschnur der größten Vollkommenheit: aber ein blindes Ohngefehr hat sie blos lediglich gemacht. Unter so viel Stücken Marmor ist eines gewesen, welches sich so von ihm selbst gebildet hat. Der Regen und der Wind haben es von einem Berge abgerissen. Ein heftiger Sturm hat es so gerade auf diesen Fuß oder Postiment geworfen, welcher auch von sich selbst auf diesem Orte entstanden. Es ist ein vollkommener Apollo, wie der, welchen man in Belvedere zeiget. Es ist eine Venus, welche der vollkommen ähnlich ist, die sich in dne me-

diceischen Garten befindet. Es ist ein Hercules, welcher den Farnesischen in allen Stücken gleichet. Ihr solltet fast glauben, daß diese Figur im Ernste, und in Wahrheit, gehen könnte, lebete, dächte, und jetzo reden wollte; allein es ist nicht mit Kunst verfertiget, sondern es ist einmal durch ein bloses Ohngefehr so wohl verfertiget und hingestellet worden.

VIII. Die vierte Vergleichung ist von einem Gemählde hergenommen.

Wenn man ein schönes Gemählde sähe welches abbildete z. E. den Durchzug der Israeliten durchs rothe Meer, zu Zeiten Mosis: wie sich nemlich die Wasser von einander scheiden, und auf beyden Seiten wie zwey Mauern in die Höhe treten, damit die Kinder Israel trockenes Fußes quer durch den Abgrund des Meeres gehen konnten: Man sähe ferner auf der einen Seite eine unzählige Menge Menschen stehen, die da vertrauens- und freudensvoll ihre Hände gen Himmel erhüben; auf der andern Seite hingegen würde man gewahr den König Pharao mit den Egyptiern in voller Bestürzung stehend und von Schrecken erfüllet, wegen der ankommenden Wellen, die sich nunmehro wieder senketen, um sie zu verschlingen. In Wahrheit, welcher Mensch

würde

würde sich unterstehen zu sagen, daß ein Mahler-Pinsel von ohngefehr dieses Gemählde verfertiget, oder die Farben hätten sich selbst so in Ordnung gestellet, und ein so lebhaftes Wesen hervorgebracht, nemlich diese so mannigfaltige Stellung der Figuren, das so prächtige Ansehen der Köpfe, die Züge in denen Gesichtern, die schöne Ordnung einer so großen Anzahl von Bildern, die große Geschicklichkeit, die bey dem Mahlen beobachtet ist, die schöne Austheilung der Kleider an denen Gemählden, die Vertheilung des Lichts, die Abschattirung der Farben, die wohlangebrachten Perspective, kurz, alles das, was der geschickteste Mahler dabey thun kann? Ja, wenn die Frage nur von ein wenig Schaum an dem Munde eines Pferdes wäre; so gestehe ich, daß, wie man erzehlet, und ich eben die Sache ietzt nicht untersuchen will, ein Pinsel aus Ungedult von dem Mahler geworfen, möchte etwa inskünftige einmal von ohngefehr solchen darstellen und ausdrucken können. Allein, es hatte doch zum wenigsten der Mahler die Farben mit Fleiß ausgelesen, welche am geschicktesten wären, diesen Schaum vorzustellen, um sie auf seinen Pinsel zu gebrauchen. Also ist dieses nichts, als nur ein ganz wenig von einem Ohngefehr, welches das vollführet, was die Kunst doch schon

angefangen hatte. Ueberdieses so war dieses Werk, welches von dem Ohngefehr und der Kunst zugleich verfertiget worden, nur ein wenig Schaum, etwas das keine Ordnung braucht, und woran ein blindes Ohngefehr Ehre einlegen kann; ein ungestalltes Werk, darzu nichts weiter als ein wenig weiße Farbe, die von dem Pinsel abgespritzt ist, ohne eine gewisse Gestalt, oder daran man etwas zu bessern nöthig hat. Wie mag man aber nun einen solchen Schaum mit der Abbildung einer vollständigen Geschichte, darzu Kunst und Geschicklichkeit erfordert wird, vergleichen? Ich kann mich noch nicht entschlüßen, diese Gleichnisse zu verlassen, sondern bitte den Leser, zu erwegen, wie vernünftige Menschen schwerlich glauben, daß die Thiere nicht einige Erkänntniß haben; sondern blose Maschinen seyn sollten. Woher kommt es, daß man es durchaus nicht zugeben will? Es kommt ohnstreitig daher, weil man vernünftig voraus setzet, daß die so richtigen Bewegungen und ein so vollkommener Mechanismus sich nicht ereignen könne, ohne einigen Fleiß und Mühe, und daß die Materie nimmermehr das ohne Kunst und ganz allein machen könne, was man so kunstreich und geschickt verfertiget siehet. Man erkennet hieraus, daß die Vernunft viel zu natürlich schlüßet, als daß sie

glau-

glauben sollte, die Materie könne vor sich und durch die blosen Gesetze der Bewegung, und durch ein blindes Ohngefehr, Thiere hervorbringen, die nichts als blose Machinen wären. Die Weltweisen selbst, welche denen Thieren keine Erkänntniß beylegen, können nicht umhin, sondern müssen bekennen, daß das, was sie in diesen Maschinen für blind und ohne Kunst halten, voller Kunst und Weisheit sey, ja sie sehen hieraus ganz deutlich den ersten Beweger, welcher den Thieren die innerliche bewegende Kraft und die Regungen beygeleget hat. Also kommen die Weltweisen, die sonst ganz unterschiedener Meinung unter sich seyn, doch darinnen überein, daß die Materie und ein bloses Ohngefehr nicht im Stande seyn, dasjenige zu bewürken, was man an den Thieren wahrnimmt.

IX. Besondere und genauere Untersuchung der Natur.

Diese beygebrachten Vergleichungen, bitte ich, wolle der geneigte Leser nur selbst ganz einfältig betrachten; ich halte dafür, daß ohne darüber weiter viel Schlüsse zu machen, es Zeit sey, eine Untersuchung über die Natur selbst anzustellen. Ich bin nicht gesonnen dieses ganz genau und völlig zu thun; denn wer kann dieses? Ich bin auch nicht gesonnen mich in

eine tiefe physicalische Untersuchung einzulassen; denn diese Untersuchungen setzen schon gewisse gegründete Erkänntnisse zum Voraus, welche der Verstand der wenigsten Menschen erlanget; ich will nur, daß man den geringsten Augenblick auf die Natur und ihre Erkänntniß richte; ich will nur von demjenigen reden, was ein jeder weiß, und was nur ein wenig stille und ernsthafte Aufmerksamkeit erfordert.

X. Von der Einrichtung des allgemeinen Welt-Gebäudes.

Lasset uns sogleich bey dem großen Gegenstande, welcher unsere Augen zuerst auf sich ziehet, stehen bleiben, ich will sagen: bey dem allgemeinen Welt-Gebäude, und die Einrichtung desselben überhaupt betrachten. Lasset uns unsere Augen auf diese Erde richten, welche uns träget. Lasset uns das unermeßliche Gewölbe des Himmels, welches uns bedecket, die Höhe des Luft-Himmels, und die Tiefe des Wassers, welche uns umgeben, und die Gestirne, welche uns erleuchten, in Erwegung ziehen. Ein Mensch, der blos siehet, ohne weiteres Nachdenken, stellt sich nur den Raum vor, der um ihn herum ist, oder der eine Gemeinschaft hat mit dem, was er braucht. Er siehet die Erde nur als den Boden seiner

Stuben, und die Sonne, welche ihm am Tage leuchtet, als das Licht, welches er zu Nachtzeit brennet, an. Seine Gedanken schließen sich in den Ort ein, welchen er bewohnet. Hingegen ein Mensch, der gewohnet ist nachzudenken, siehet schon weiter, und betrachtet mit großer Begierde die fast unendlichen Abgründe, mit denen er auf allen Seiten umgeben ist. Ein großes Königreich scheinet ihm sodann nicht anders als ein kleiner Winkel auf Erden. Die Erde selbst ist in seinen Augen wie ein Punkt in Ansehung des großen und weiten Welt-Gebäudes; und er bewundert sie, so bereitet zu sehen, ohne zu wissen, wie es zugegangen.

XI. Von der Erde.

Wer ist der, der die Erdkugel in der Luft hat aufgehänget, daß sie so unbeweglich ist? Wer ist der, der sie gegründet hat? Es scheinet zwar nichts so geringe, als dieses, indem die Allerelendesten auch sie mit Füssen treten; und doch giebet man die grösten Schätze darum, dieselbe nur besitzen zu können. Wenn diese Erde härter wäre, als sie ist; so könnte sie der Mensch nicht bauen. Wenn sie aber nicht so harte wäre, als sie ist; so könnte sie den Menschen nicht tragen. Er würde allenthalben einsinken, wie man im Sande, oder im Sumpfe

einsinket. Diese Erde ist der unerschöpfliche Brunn, welcher alles hervorbringet, was man nur schönes und kostbares hat. Diese ungestalt und gering gehaltene Masse nimmt alle und so verschiedne Gestalten an, und sie allein giebt eines nach dem andern, was man nur von ihr verlanget, von sich. Dieser so unansehnliche Koth verändert sich in so viel tausend schöne Dinge, welche die Augen und alle Sinne vergnügen. In einem einzigen Jahre wird er zu Zweigen, Knospen, Blättern, Blüthen, Früchten und Saamen, um seine Freygebigkeit zum Wohl des Menschen, aufs künftige erweisen zu können. Die Erde ist unerschöpflich; je mehr man in ihrem innersten suchet, desto freygebiger wird sie. Alle dem, was sie in so vielen Jahrhunderten hat hervorgebracht, ohngeacht, ist sie eben noch so fruchtbar wie zuvor. Sie wird nicht durch die Länge der Zeit abgenutzet; ihr Inwendiges ist noch mit eben solchen Schätzen, wie vorher angefüllet. Tausend und aber tausend Geschlechte sind aus ihr hervorgegangen. Alles veraltet, sie allein ausgenommen; sie verjünget sich alle Jahre im Frühlinge. Sie lässet es dem Menschen an nichts mangeln, aber die unempfindlichen Menschen lassen es an sich selbst mangeln; indem sie dieselbe nicht, wie sie wol könnten, bauen, daß ihnen hernach die

Erde,

Erde, statt Wein und Geträide Dornen und Disteln träget, daran ist ihre Faulheit und Unordnung schuld. Diejenigen, die da Kriege führen, in welchen viel tausend Menschen ihr Leben lassen müssen, und die selbst ihr Leben auf eine so unruhige Weise geendiget haben, um nur zum Besitz dieser Erden zu gelangen, lassen dieselbe ungebauet liegen. Die Menschen haben eine so unermeßliche Erde vor sich, die noch ungebauet und unbewohnet ist, und doch zerstören sie fast das ganze menschliche Geschlecht, um nur einen geringen Winkel dieser so gering geachteten Erde sich unterwürfig zu machen. Die Erde könnte, wenn sie gut gebauet würde, hundertmal mehr Menschen ernähren, als sie jetzt ernähret. Die Ungleichheit der Landes-Art selbst, die da anfänglich ein Fehler zu seyn scheinet, gereichet zur grösten Zierde und Nutzen. Die Berge stehen erhaben, und die Thäler liegen erniedriget, und zwar an denen Orten, welche ihnen der Herr, ihr Schöpfer, bestimmet hat. Diese Verschiedenheit der Erde, welche sich nach der Beschaffenheit der Sonne richtet, hat ihren guten Nutzen. In denen tiefen Thälern siehet man schön Futter vors Vieh wachsen; bey diesen eröffnet sich ein grosses weites Feld mit vielem Geträide. Hier zur Seite zeiget sich gleichsam ein Vor-Saal

von

von Weinbergen und fruchtbaren Bäumen. Dorten zeigen sich die Berge mit Eis befrornen Spitzen, die bis über die Wolken gehen, und die Bäche, welche von ihnen herab fließen, sind Quellen der reinesten Flüsse. Die Felsen, welche mit scharfen Spitzen versehen sind, halten die irdenen Berge gleichsam wie die Gebeine des menschlichen Körpers ihr Fleisch zusammen. Diese Verschiedenheit macht das Ansehen der Gegenden anmuthig; und hilft zugleich der Bedürfniß der Menschen und Völker ab. Es ist kein Land so unfruchtbar, daß es nicht etwas vor dem andern voraus hätte. Denn nicht allein die schwarze und fruchtbare, sondern auch die thonigt und steinigte Erde belohnen denen Menschen ihre Mühe. Die ausgetrockneten Moräste werden die fruchtbaresten Aecker. Der Sand bedecket ordentlich nur die Oberfläche der Erden. Wenn nun der Ackersmann mit Gedult die Erde bauet, so findet er ein neues Land, welches sich fruchtbar machet, nach dem Maaße, als man dieselbe umgegraben und denen Sonnenstralen ausgesetzet hat. Es ist nicht ein Punkt auf der Erden, der da ganz und gar unfruchtbar wäre, wenn ihn die Menschen nicht ungebauet liegen lassen und das ihrige dabey thun. Mitten zwischen den Steinen und Felsen findet man

vortrefliche Viehweide. Inwendig in der Erden finden sich Adern, welche die Sonnenstralen durchdringen und Pflanzen aus denselben hervorbringen, und zum Futter vor das Vieh Gras und Kräuter, die da wohl schmecken, wachsend machen. Die Spitzen der Berge, welche am unfruchtbarsten zu seyn scheinen, bringen öfters die schmackhaftesten Früchte, oder die heilbaresten Kräuter herfür, welche in denen fruchtbaresten Ländern fehlen. Ueberdieß ist die Vorsehung GOttes so würksam, daß ein Land nicht alles träget, was zum menschlichen Leben dienet; denn eben die Bedürfniß solcher Dinge bringet die Menschen zum Handel, um sich einander wechselsweise zu geben, was ihnen fehlet. Ja eben diese Bedürfniß ist das natürliche Band der Gesellschaft unter denen Völkern: denn sonst würden sich alle Völker der Erden gezwungen sehen, einerley Kleider zu tragen, und einerley Speise zu haben; nichts würde sie dahin bringen, sich untereinander kennen zu lernen und einander zu besuchen, wie iezt geschiehet.

XII. Von den Pflanzen.

Alles das, was die Erde hervorbringet, dauret nicht, sondern gehet wieder in dieselbe, und machet Saamen zu einer neuen Fruchtbarkeit. Also nimmet sie alles dasjenige wie-

der in sich, was sie gegeben hat, um dasselbe mit Vortheil wiedergeben zu können. Also nähret die Verderbniß der Pflanzen, und der Unflath der Thiere, welche sie nähret, dieselbe selbst, und machet ihre Fruchtbarkeit vollkommener. Je mehr sie also giebt, desto mehr bekömmt sie wieder, und sie erschöpft sich niemals, wenn man nicht nachläßig ist in ihrer Bauung, um ihr dasjenige wieder zu geben, was sie gegeben hat. Alles bringet sie aus sich hervor, alles gehet in sie wieder hinein, und nichts kommt in ihr um. Alle Sämerey, welche wieder in sie zurück kehret, verdoppelt sich in ihr. Vertrauet der Erde Saamen von Geträide an: indem es verfaulet, käumet es, und diese fruchtbare Mutter giebet uns mit doppelten Nutzen mehr Aehren wieder, als sie von uns Körner empfangen hat. Grabet in ihr Inwendiges, untersuchet es, ihr werdet Steine und Marmor finden die prächtigsten Paläste aufzuführen. Aber, wer ist der, der so viel Schätze in sie verschlossen hat, mit der Bedingung, daß sie selbige wieder herausgäbe, ohne Aufhören? Sehet so viel kostbare und nützliche Metalle, so viel innerliche Erd-Gewächse sind bestimmet zu dem Nutzen und Vortheil des Menschen.

Bewundert die Pflanzen, welche aus der Erde wachsen: Sie seynd Speisen vor die Gesunden, und Arzeneyen vor die Kranken. Ihre Gestalten und Tugenden sind unzählich. Sie zieren die Erde, machen sie grün, und bringen wohlriechende Blumen und schmackhafte Früchte. Sehet ihr die großen Wälder, die eben so alt wie die Welt zu seyn, scheinen? diese Bäume stecken eben so tief mit den Wurzeln in der Erde, so hoch sich ihre Zweige über die Erde erheben. Ihre Wurzeln vertheidigen sie wider den Wind, und sie erhalten durch kleine unterirdische Canäle allen ihren bestimmten Nahrungs-Saft, davon sich der ganze Stamm nähret. Der Stamm selbst bekleidet sich mit einer harten Rinde, welche das zärtere Holz vor der rauhen Luft bedecket. Die Zweige theilen durch verschiedene Canäle den Saft, welchen die Wurzeln in dem Stamme vereiniget hatten, wieder aus. Im Sommer bedecken uns diese Aeste mit ihrem Schatten wider die Sonnenstralen. Im Winter unterhalten sie die Flamme, welche uns behütet vor der natürlichen Kälte. Ihr Holz aber ist nicht allein zum Feuer nützlich, sondern es ist auch eine so artige Materie, daß, ob sie schon dichte und dauerhaft ist, doch daraus die menschliche Hand alle Gestalten machen kann, welche ihm nur

belieben. So gar ist es auch bey der grösten Bau-Kunst und Schiffarth zu gebrauchen. Ueberdieses scheinen die fruchtbaren Bäume, indem sie ihre Aeste gegen die Erde niederhangen, den Menschen ihre Früchte anzubieten. Die Bäume und die Pflanzen, indem sie ihre Früchte fallen lassen, oder auch ihre Körner, bereiten sie um sich herum eine große Nachkommenschaft. Die schlechteste Pflanze, die geringste Hülsenfrucht, enthält gleichsam in einem kleinen Bande, in einem Korne, das Käumlein von alle dem, was man an den größten Pflanzen und an den grösten Bäumen wahrnimmt. Die Erde, welche sich für sich selbst niemals ändert, machet alle diese Aenderungen in ihrem Inwendigen.

XIII. Von dem Wasser.

Lasset uns nunmehro das, was man Wasser nennet, ansehen. Es ist ein fließender, heller und durchsichtiger Körper. Theils fließet er schnell und fliehet davon; theils aber nimmt er alle die Gestalten der Körper an, die um ihn herumstehen, davon doch keiner in ihm selbst ist. Wenn das Wasser ein wenig dünner gemacht wird, so entstehet eine Art von Luft, und die ganze Erde würde ohne dieselbe trocken und unfruchtbar seyn. Man würde nichts als

Federvieh haben können; keine Art Thiere konnte schwimmen, keine Fische könnten leben, ja man könnte keinen Handel zur See haben. Welche weise Hand hat das Wasser können dicke machen, und die Luft um so viel dünner? ja, wer hat diese beyden flüßigen Körper so wohl zu unterscheiden gewußt? Wenn das Wasser ein wenig dünner gemachet wäre, so würde es nicht die ungeheuren fließenden Gebäude, welche man Schiffe nennet, tragen können. Die Körper, so nur ein wenig schwerer, würden so gleich zu Boden sinken. Wer ist der, der sich die Mühe genommen hat, eine so accurate äußerliche Gestalt denen Theilen, einen so bestimmten Grad der Bewegung das Wasser fließend zu machen, und daß es sich um alles herum schleichen und so geschickt entfliehen kann, ja, daß es doch dabey zu aller Vestigkeit undienlich ist, und nichts destoweniger so stark zu tragen und so gewaltig schnell die allerschweresten Lasten fortzureißen, zugegeben? Es kann überall hingeleitet werden; der Mensch gehet mit ihm um, wie ein Reuter mit seinem Pferde auf der Ecke der Reit-Bahne, wenn es eine künstliche Wendung machen soll. Er zertheilet dasselbe, wie er will; er erhöhet es über die steilesten Berge, und bedienet sich seines Gewichts, um Wasser-Fälle zu machen, die da geschickt sind, zu bewürken, daß

das Wasser eben so hoch wieder steiget. Aber der Mensch, welcher die Wasser mit so großer Herrschaft führet, wird auch wieder von ihnen geführet und getragen. Das Wasser ist eine der grösten Kräfte, die sich bewegen, und die der Mensch anwenden kann, um dasjenige zu ersetzen, was ihm in den nöthigsten Künsten fehlet, wegen seines kleinen und schwachen Körpers. Aber die Wasser sind ihrer Flüßigkeit ungeachtet, eine Art von der grösten Schwere, denn sie erheben sich über unser Haupt, und bleiben eine lange Zeit über demselben hangen. Sehet die Wolken an, die da fliehen wie auf den Flügeln des Windes, Ps. 18, 11. wo sie auf einmal alle zugleich herunter fielen, so ersäufeten sie alles und verwüsteten die ganze Gegend, wo sie auffielen, der übrige Theil des Landes hingegen bliebe trocken und dürre. Welche Hand hält das Wasser in diesen hangenden Gefässen, und lässet es nicht anders als tropfenweise herunter fallen, gleich, als wenn man sie durch eine Gießkanne göße? Woher kommt es, daß es in gewissen warmen Ländern, wo es fast niemals regnet, des Nachts so überflüßig thauet, daß dadurch der Mangel des Regens ersetzet wird: und andere Länder, z. E. die, welche am Ufer des Flusses Nil und Ganges liegen, werden durch die ordentliche Ergießung

gießung dieser Flüsse zu einer gewissen Jahres-Zeit und zum gesetzten Punkte befeuchtet. Kann man sich bessere und preiswürdigere Anstalten, das Land fruchtbar zu machen, vorstellen?

Also stillet das Wasser nicht allein denen Menschen den Durst; sondern es erquicket auch die trockenen Felder; und derjenige, welcher uns diesen fließenden Körper gegeben hat, theilet ihn auch mit Fleiß über die Erde aus, durch gewisse darzu verordnete Canäle. Die Wasser fallen von hohen Bergen, wo ihre Quellen sind. Sie versammlen sich in Thälern bey großen Bächen. Die Flüsse umfließen die grösten Felder, um sie aufs beste fruchtbar zu machen. Sie stürzen sich endlich ins Meer, um den Mittelpunkt von dem Handel aller Nationen zu machen. Dieser Ocean, der zum Mittelpunkt der Erde gesetzt zu seyn scheinet, um eine ewige Absonderung zu machen, ist hingegen der Sammelplatz aller Völker, welche nicht anders von einem Ende der Erden bis zum andern zu Lande gehen könnten, als mit großer Beschwerniß, und in langer Zeit, ja an manchen Orten mit der größten Lebens-Gefahr. Durch diesen Weg nun, welcher ohne Fußtapfen über die tiefesten Abgründe gehet, beut die alte Welt der neuen die Hand, und die neue schenket der

alten Welt soviel Nutzbarkeit und Reichthümer. Dieses mit so großer Kunst ausgetheilte Wasser macht einen ordentlichen Umlauf um die Erde, so, wie das Geblüte im menschlichen Körper. Aber über diesen beständigen Umlauf des Wassers, giebet es noch Ebbe und Fluth. Man untersuchet hier nicht die Ursachen dieser so geheimnißvollen Würkungen; aber das ist ausgemacht und gewiß, daß das Meer an einem Orte zurück weicht, und zur bestimmten Zeit an eben dem Orte wieder eintrifft. Wer ist der, welcher macht, daß das Wasser sich wegbegiebet, und hernach so accurat durch seinen Weg mit so großer Ordnung wieder zuruck kehret? Ein wenig mehr, oder etwas weniger Bewegung in diesem fließenden gewaltigen Körper würde die ganze Natur in Unordnung bringen. Ein wenig mehr Bewegung der aufsteigenden Wasser würde ganze Königreiche überschwemmen. Wer ist der, der so accurate Maaß-Regeln in unermeßlichen Körpern genommen hat? Wer ist der, welcher alles so einzurichten gewußt hat, daß in keiner Sache zu viel, noch zu wenig geworden? Welcher Finger hat dem Meere so unbewegliche Grenzen bezeichnet, welche es in allen Zeiten der folgenden Jahrhunderten nicht überschreiten darf, indem er sprach: Bis hieher solt du

kommen,

kommen, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen? Allein, eben dieses so fließende Wasser wird im Winter auf einmal so hart, wie Felsen. Die Spitzen der hohen Berge haben ebenfalls zu der Zeit Schnee und Eis, welche zu Quellen der Bäche werden, die da, indem sie herunter fließen, die Wiesen und Felder befeuchten, und dieselben fruchtbar machen. Hier sind die Wasser süße, um den Durst des Menschen zu löschen, dort haben sie ein schmackhaftes Salz, so unsere Speisen vor der Fäulniß bewahret. Endlich kurz, wenn ich mein Haupt aufhebe; so werde ich gewahr an den Wolken, die über uns wegfliehen, Arten von hangenden Meeren, um die Luft zu temperiren, indem sie die hitzenden Sonnenstralen aufhalten, und um die Erde zu befeuchten, wenn sie trocken ist. Welche Hand hat diese große Wasser-Gefäße über unser Haupt hängen können? Welche Hand nimmt sich die Mühe, dieselbige so einzurichten, daß sie nur tropfenweise das Wasser fallen lassen?

XIV. Von der Luft.

Nachdem wir das Wasser betrachtet haben, so fahren wir fort einen anderen Körper zu untersuchen, der sich noch mehr ausdehnen lässet. Sehet! das ist der, welchen man Luft nennet.

Diese ist ein so reiner, subtiler und durchsichtiger Körper, daß die Stralen der Gestirne, die fast eine unendliche Weite von uns stehen, ganz und gar durch dieselbe ohne Mühe und ohne einige Hinderniß durchscheinen können, uns die Augen zu erleuchten. Wäre dieser flüßige Körper nur etwas dicker, so würde uns das Tages-Licht beraubet, oder es würde uns zum höchsten nur ein dunkles und undeutlicheres Licht übrig bleiben, etwan wie es zu seyn pfleget, wenn die Luft voll dicken Nebels ist. Wir leben gleichsam ganz eingetaucht in den Abgründen der Luft, wie die Fische in den Abgründen des Wassers. Eben wie das Wasser, wenn es sich dünner machte, zu einer Art von Luft würde, wodurch die Fische sterben müßten; so benähme die Luft uns das Odemholen, wenn sie mehr dicker und feuchter wäre. Alsdenn würden wir ersauffen müssen in den Wellen dieser dicken Luft, wie ein Thier, so auf der Erden zu leben gewohnt ist, im Wasser ersäuffet. Wer ist der, der in so einer gemäßen Ordnung diese Luft gereiniget hat, daß wir können Odem holen? da sie hingegen, wenn sie dicker wäre, uns ersticken würde: eben so, wie sie uns nicht würde zu einer solchen Annehmlichkeit gereichen, die eine solche beständige Nahrung in dem Inwendigen des Menschen ist, wenn sie dünner wäre. Wir beweisen es

aus dem, was man empfindet auf den Spitzen der höchsten Berge, wo wegen der gar zu dünnen Luft nicht genug Feuchtigkeit ist, unsere Lungen zu nähren. Allein, welche unsichtbare Macht erreget und besänftiget so geschwinde das Ungestüme dieses so großen flüßigen Körpers, davon die Ungewitter auf dem Meere nur Folgen und Würkungen sind? Aus welchem Schatze sind die Winde genommen, die die Luft reinigen, die allzugroße Hitze im Sommer schwächen, im Winter die allzugroße Kälte mäßigen und die in einem Augenblicke den ganzen Horizont verändern? Auf den Fittigen dieser Winde fliehen die Wolken von einem Ende des Horizonts bis zum andern. Man weiß, daß gewisse Winde, in gewissen Meeren, zu einer bestimmten Jahres-Zeit regieren. Sie wehen eine gewisse Zeit, und hernach kommen andere, die da gleichsam mit Fleiß bestimmet sind, die Schiffarth bequemer und ordentlicher zu machen. Woferne die Menschen alles so richtig beobachteten, wie die Winde, so würden sie ohne viele Mühe die längsten Schiffahrten thun können.

XV. Von dem Feuer.

Nun lasset uns das Feuer ansehen, welches in den Gestirnen scheinet angezündet zu wer-

werden, und überall sein Licht ausstreuet. Sehet ihr die Flamme, welche gewisse Berge ausspeyen, und welche die Erde nähret durch Schwefel, der in ihrem Innersten lieget? Eben dieses Feuer lieget verborgen in den Adern der Feuersteine, und es bleibet so lange unsichtbar, bis der Stoß eines andern Körpers dasselbige erwecket, da es denn hernach Städte und Berge erschüttern kann. Der Mensch hat es lernen anzünden um zu seinem Nutzen zu gebrauchen. Z. E. die härtesten Metalle zu erweichen, und in den kalten Gegenden so gar eine Flamme durch Holz zu unterhalten, welche ihm anstatt der Sonne dienet, wenn sich dieselbe so weit von ihm entfernet hat. Diese Flamme schleicht sich unvermerkt in allen Saamen. Sie ist gleichsam die Seele von alle dem, was da lebet. Sie verzehret alles, was unrein ist, und erneuert das, was sie gereiniget hat. Das Feuer reichet auch denen schwächesten Menschen seine Gewalt: es zerschmettert auf einmal die grösten Gebäude und Felsen. Will man aber dasselbige zu einem weiteren Nutzen brauchen; so erwärmet es dem Menschen und kochet die Speisen. Die Alten haben bey Bewunderung des Feuers so gar geglaubet, es sey ein himmlischer Schatz, welchen ein Mensch geraubet hätte.

XVI. Von dem Himmel.

Es ist Zeit, daß wir unsere Augen nun gen Himmel richten. Welche Macht hat über unsere Häupter ein so gros und prächtiges Rund gesetzet? Welche erstaunende Veränderung der wundernswürdigen Gegenstände werden wir an demselben gewahr! Das ist blos deswegen geschehen, um uns ein schön Schauspiel zu geben, welches eine allmächtige Hand vor unsere Augen zu einem großen und deutlichen Gegenstande gesetzet hat. Es ist deswegen geschehen, damit wir den Himmel bewundern sollen. Eben dieses meinet Cicero, wenn er spricht: GOtt hat den Menschen anders, als alle andere übrige Thiere gemacht. Er stehet gerade; er träget das Haupt empor, um sich mit dem zu beschäftigen, was über ihm ist. Wenn wir den Himmel ansehen, so erblicken wir bald eine dunkelblaue Farbe, wo die hellesten Sterne durchfunkeln; bald bemerken wir an demselben die allervermischtesten Farben, die da so schön mit einander übereinkommen, daß es die Mahlerkunst nicht nachmachen kann; bald erblicken wir an ihm Wolken von allen Figuren, mit den lebhaftesten Farben, welche in einem Augenblick diese Zierrathen ändern. Was erwecket nicht die richtige Folgung des Tages und der Nacht für Aufmerksamkeit? Die Sonne unter-

terlässet niemals seit so vielen Jahrhunderten her, den Menschen zu dienen, welcher sie nicht entbehren kann. Die Morgenröthe hat seit so vielen tausend Jahren nicht einmal unterlassen den Tag anzukündigen. Sie fänget den Tag an zur gesetzten Zeit, in dem Augenblicke und an dem bestimmten Orte. Daher saget die heilige Schrift: Die Sonne weiß, wo sie soll einen jeden Tag untergehen. Nach und nach erleuchtet sie die beyden Seiten der Erde, und besuchet alle Menschen, als vor welche sie insbesondere gemacht ist. Der Tag ist die Zeit der Gesellschaft und der Arbeit. Die Nacht, indem sie mit ihrem Schatten die Erde verdunkelt, endiget nach und nach alle Beschwerniß, und versüßet alle Mühe. Sie hemmet alles, sie beruhiget alles; sie machet Stillschweigen und bringet den Schlaf, dadurch bekommet der Leib seine Kräfte wieder, und die Geister des Lebens werden erneuert. So bald der Tag wiederkommt; so rufet er den Menschen wieder an seine Arbeit, und fänget an die ganze Natur wieder zu beleben.

XVII. Von der Sonne.

Aber über dem beständigen Lauf, welchen die Sonne beobachtet, und wodurch sie Tag und Nacht macht, zeiget sie uns noch einen andern,

vermöge welchen sie sich binnen 6. Monaten einem Polo nähert, und sogleich nach 6. Monaten ihren Weg accurat wieder zurück gehet, um den andern zu besuchen. Diese schöne Ordnung machet, daß eine einzige Sonne hinlänglich ist für die ganze Erde. Wenn sie grösser wäre, und eben in der Weite von uns stünde, so würde sie die Erde anzünden, und die Erde würde zu lauter Staub werden; hingegen, wäre sie in eben dieser Entfernung von der Erde, ein wenig kleiner; so würde die ganze Erde kalt und zum bewohnen untüchtig seyn. Wenn sie in eben der Größe uns näher wäre; so würde sie uns durch ihre Hitze verzehren. Wäre sie in eben der Größe hingegen weiter von uns entfernet, würden wir aus Mangel der Wärme nicht leben können auf der Erde. Was ist das für ein Zirkel, dessen Kreis den Himmel und die Erden fasset, um alles so accurat damit auszumessen? Dieses Gestirne nutzet nicht weniger demjenigen Theile des Erdbodens, von dem es sich entfernet; indem es denselben wieder erfrischet, als auch den Theil des Erdbodens, dem es sich nähert, und ihn durch seine Stralen erquicket. Seine durchdringenden Blicke machen alles fruchtbar, was sie nur bestralen. Diese Aenderungen der Sonne machen die Jahres-Zeiten, deren verschiedene Arten

ten so angenehm seyn. Der Frühling machet die kalten Winde stille, zeiget Blumen, Blühten und rare Feld-Früchte. Der Sommer giebet uns reiche Erndten. Der Herbst bringet die von dem Frühling versprochenen Früchte. Der Winter ist eine Art der Nacht, in welcher sich alles wieder erholet, und die Schätze der Erden sich wieder zusammen ziehen, damit der folgende Frühling uns neue Annehmlichkeiten zeigen könne. Also giebet die Natur auf verschiedene Art nach und nach so viel schönes anzusehen, daß sie niemals den Menschen überdrüßig werden lässet, dessen, was er gegenwärtig siehet. Aber woher kommt es, daß die Sonne bey ihrem Lauf in so gerader Linie erhalten wird? Es scheinet, daß dieses Gestirne nichts als eine von einem subtilen Feuer angezündete Kugel, und also sehr flüßig sey. Wer ist der, der diese Flamme in den so bestimmten Grenzen einer vollkommenen Kugel erhält? Welche Hand leitet diese sich so hin und her bewegende Flamme in einem so geraden Wege, ohne, daß sie jemals sich auf eine Seite wendet? Diese Flamme berühret nichts, und es ist kein Körper, der dieselbe weder führen, noch veste machen kann. Sie würde alsobald einen jeden Körper, der sie anfassen und gebunden halten wollte, verzehren.

Wo gehet sie? Wer hat sie gelehret, sich ohne Aufhören zu drehen, und so regelmäßig in den Raum hin und her zu gehen, worein sie niemand zwinget? Gehet sie nicht ausdrücklich um uns herum, uns zu dienen? oder, da diese Flamme sich nicht um uns herum drehet, (wie einige andere behaupten) und wenn ja einige Wendung soll vorgehen, so dreheten wir uns mit der Erde um dieselbe herum; so frage ich: Woher kommt es, daß sie so genau in den Mittelpunkt der ganzen Erde gesetzet ist, um gleichsam eine Leuchte, oder das Herz der ganzen Natur zu seyn? Ich frage weiter: Woher kommt es, daß diese von einer so zarten Materie zusammengesetzte Kugel nicht einmal auf eine oder die andere Seite weichet, da sie sich doch in einem so unermeßlichen Raume befindet, und in welchem alle andere fließige Körper, dieser Flamme zu weichen, genöthiget zu seyn scheinen? Endlich frage ich: Woher kommt es, daß die Erdkugel, die doch so hart und schwer ist, sich so richtig um dieses Gestirne herumdrehet, und zwar, ohne daß sie in dem großen Raume ein Körper umfasset hielte, ihren Lauf anders zu richten? Man forsche, so lange als man will in der Natur-Lehre, und erwäge die allerausgesonnesten Ursachen, um dieses deutlich zu machen; alle Bewegungs-Gründe

werden zum Beweise des Daseyns GOttes zuletzt dienen. Die verborgene Bewegungs-Kraft, welche die ganze Natur begleitet, ist richtig, einfach, wahrhaftig, beständig und fruchtbar in ihren Würkungen; daher muß eine mehr als mächtige und sorgfältige Hand seyn, die da hat wissen diese allervollkommenste innerliche Kraft in die Natur zu legen.

XVIII. Von denen Gestirnen.

Aber, lasset uns noch einmal diese unmeßliche Größe betrachten, an welcher die hellen Sterne funkeln, und die unser Haupt bedecket. Wenn dieses große Rund bevestiget ist; so frage ich: Wer ist der Baumeister davon? Wer ist der, der so große leuchtende Körper an gewisse Gegenden dieses großen Runds des Himmels gesetzet hat? Wer ist der, so dieses große Rund eingerichtet hat, daß es sich so genau um uns herum drehen muß? Ist aber der Himmel nur ein mit flüßigen Körpern angefüllter Raum, wie die Luft, die uns umgiebet, woher kömmt es, daß so große veste Körper darauf gleichsam schwimmen können, ohne jemals unterzusinken, oder daß sich einer dem andern jemals nähert? Seit so vielen Jahren her, von denen wir astronomische Beobachtungen haben, hat man noch nicht die ge-

geringste Unordnung am Himmel wahrgenommen. Kann denn aber wol ein flüßiger Körper andern Körpern eine so beständige und regelmäßige Ordnung geben, daß sie zirkelrund in ihren Schranken ordentlich herum schwimmen? Aber, was bedeutet diese fast unzähliche Menge Sterne? Sie zeiget die allzugroße Freygebigkeit der Hand GOttes an, die sie über seine Werke ausgebreitet hat, und weiset zugleich, daß diese Sterne zu machen, seiner Allmacht nichts ist. Er hat damit, so zu reden, den Himmel bestreuet, wie ein prächtiger Fürst mit Händen das Geld ausstreuet, oder wie er mit Edelgesteinen sein Kleid besetzen läßset. Wir wollen es einmal zugeben, daß diese Sterne alle solche Welten wären, wie unsere Erde! wie weise und mächtig müßte derjenige nicht seyn, der so unzähliche Welten, wie Sand am Ufer des Meeres, gemachet hätte? und der da ohne Mühe seit so vielen Jahren her alle diese Welten wie ein Hirte seine Heerden geführet hat? Wenn auch nur diese Sterne brennende Fackeln seyn, um uns auf so einer kleinen Erdkugel, (gegen die große Menge Sterne gerechnet) zu leuchten: welche Macht muß der nicht haben; er muß nicht müde werden, und es muß ihm dieses alles zu machen nichts kosten. Was für eine Freygebigkeit zeiget das

nicht an, blos dem Menschen in diesem kleinen Winkel der Welt ein so erstaunendes Schauspiel vorzustellen. Allein, bemerket auch unter denen Gestirnen den Mond, der da die Mühe uns zu leuchten, mit der Sonne zu theilen scheinet. Er zeiget sich mit denen übrigen Gestirnen allemal zu der Zeit, wenn die Sonne hat müssen untergehen, den Tag in der andern Helfte der Weltkugel zu machen; also hat auch die Nacht, ihrer Finsterniß ungeachtet, dennoch ein Licht, das zwar an sich selbst dunkel, aber doch sehr angenehm und nützlich ist. Dieser Mond entlehnet sein Licht von der Sonne, ob sie gleich abwesend ist. Also ist die Natur so schön, und mit so großer Kunst eingerichtet, daß eine der Erden nahe Kugel, und die eben so finster ist, wie diese an und vor sich selbst, daß diese Kugel nichts destoweniger geschickt ist, die Stralen, so sie von der Sonne bekommt, vermöge der Brechung, auf die Erde kann zurück fallen lassen, um dieselbe zu erleuchten. Und macht also die Sonne durch den Mond, daß diejenigen Völker unterdessen, bey denen sie nicht ist, dennoch Licht haben. Sagt man, die Bewegung der Gestirne ist durch unveränderliche Gesetze also eingerichtet; so ist dieß eben das, was ich gerne bewiesen haben wollte. Denn wer ist der, welcher der ganzen Natur

Gesetze

Gesetze gegeben hat, die da alle miteinander so beständig und heilsam seyn? Wer ist so unbesonnen, daß er glauben sollte, es wären die so einförmigen Gesetze, die so fruchtbare und nützliche Würkungen haben, von sich selbst entstanden? denn wer nimmt nicht die allerbewundernswürdigste Kunst bey denselben wahr? Woher entstehet der so beständig eingerichtete Fortgang von dieser ganzen Maschine, welche für uns arbeitet, ohne daß wir daran denken? Wem schreiben wir die Zusammenfügung der so starken innern bewegenden Kraft zu, die so richtig und mit so vielen vereinigten Kräften, so wol in grossen als kleinen, so wol in sichtbaren als unsichtbaren Körpern würket, die sich nur dahin bearbeiten, um uns dienen zu können? das geringste Stäubgen, welches an dieser Maschine in Unordnung geräth, empfindet die ganze Natur. Die innere Bewegung einer Uhr ist nicht so emsig und accurat gemacht. Woher ist demnach dieser so großer, so künstlicher, schöner und so wohl eingerichteter Entwurf? Diese Nothwendigkeit der Gesetze vermehren nur meine Neugierde, und treiben mich nur noch mehr an, den Urheber hiervon zu suchen, statt daß sie mich daran hindern sollten. Es muß eine eben so weise als mächtige Hand einen solchen gleichen, einfachen, fruchtbaren,

beständigen und nützlichen Erfolg in ihre Werke geleget haben. Ich scheue mich demnach nicht mit der heiligen Schrift zu sagen: Ein jeder Stern eilet dahin zu gehen, wohin ihn der HErr weiset, und wenn der HErr redet, so antworten sie mit Zittern: Siehe, hier sind wir!

XVIIII. Von den Thieren.

Nun lasset uns unsere Gedanken auf die Thiere richten, als die noch viel bewunderns-würdiger sind, wie der Himmel und die Gestirne. Es giebt unzähliche Arten derselben. Einige haben nur zwey Füsse; andere vier; wieder andere haben eine große Anzahl derselben. Einige gehen, andere kriechen; wieder andere fliegen; noch andere schwimmen; ja einige fliegen, gehen und schwimmen zugleich. Die Flügel der Vögel, die Floßfedern der Fische sind wie Ruder, welche die Wellen der Luft oder des Wassers durchschneiden und den schwebenden und schwimmenden Körper der Vögel oder der Fische, dessen Gestalt einem Schiffe gleich zu seyn scheinet, durch dieselben hindurch führet.

Aber die Vögel haben nicht nur grosse Federn an ihren Flügeln; sondern auch Pflaum-Federn, welche sich in der Luft erheben, aber im

Wasser niederfallen würden. Hingegen die Fische haben Floßfedern, die da harte und trockene Spitzen haben, womit sie das Wasser zerschneiden, ohne daß sie damit angefüllt und also im geringsten nicht schwerer werden. Gewisse Arten Vögel, als Schwäne, haben ihre Flügel, und alle ihre Federn, wenn sie schwimmen, in die Höhe, aus Furcht, sie möchten naß werden, und auch deswegen, daß sie ihnen statt eines Seegels dienen. Sie wissen diese Federn sehr künstlich nach dem Winde zu richten, um wie die Schiffe sich wenden zu können, wenn ihnen der Wind nicht günstig ist. Die Wasser-Vögel, dergleichen die Enten sind, haben an ihren Füssen große Felle, die sie ausdehnen und gleichsam damit rudern, auch dadurch verhindern, daß sie an den morastigen Ufern der Bäche nicht hinein sinken. Unter denen Thieren giebt es wilde Thiere, und unter denen wilden Thieren haben die stärksten, dergleichen die Löwen sind, die größten Muskeln an den Vordertheilen des Körpers und an den Schenkeln; diese Thiere sind daher biegsam, hurtig, stark von Nerven, und geschickt etwas anzufallen. Die Beine an ihren Kinnbacken sind erschrecklich groß und stark, nach der Einrichtung der übrigen Gebeine ihres Körpers. Sie haben Zähne und Klauen, deren sie sich zum Waf-

fen bedienen, um andere Thiere zu fahen und zu zerreißen. Aus eben dem Grunde haben die Raub-Vögel, z. E. die Adler, einen krummen Schnabel und Krallen, womit sie alles durchbohren und zerreißen können. Die Muskeln an ihren Flügeln sind sehr groß und von sehr hartem Fleische, so, daß sie ihre Flügel viel stärker und hurtiger bewegen können als andere Vögel. Obschon diese Thiere auch sehr schwer seyn; so erheben sie sich doch ohne große Mühe bis an die Wolken, von dannen sie wie ein Blitz herunter schießen, auf allen Raub, der sie nähren muß. Andere Thiere haben Hörner. Einiger ihre größte Krafft ist in ihrem Halse und in ihren Lenden; andere können nur schlagen, z. E. die Pferde. Eine jede Art hat ihre Waffen, womit sie sich vertheidigen und andere anfallen kann. Ihr Jagen ist eine Art des Krieges, welchen einige wider die andern führen, wegen der Bedürfniß ihres Lebens. Sie haben auch gleichsam ihre Gesetze untereinander, und eine Regierungs-Form. Eines träget sein Haus in welchem es gebohren, mit sich herum, z. E. die Schnecke. Ein anderes bauet das seine wie die Vögel auf die höchsten Aeste der Bäume, um dadurch seine Jungen vor dem Anlauf der Thiere, die nicht fliegen können, zu bewahren. Ein anderes machet sein Nest in die dickften Hecken,

um

um dasselbe vor seinen Feinden zu verbergen. Noch ein anderes, als z. E. der Biber, bauet sein Nest bis an den Rand des Wassers in einem Teiche, oder Flusse, um daselbst sicher zu seyn: und er weiß gleichsam einen Damm um dasselbe aufzuführen, daß das Wasser nicht dahin kommen kann. Ein anderes, wie der Maulwurf, ist mit einem so spitzigen Rüßel von der Natur versehen, daß er in einem Augenblick das härteste Erdreich, um sich einen Aufenthalt unter der Erden zu machen, durchbohret. Der Fuchs weiß seine Wohnung auszuhölen mit 2. Löchern, um nicht überraschelt zu werden, sondern den Nachstellungen des Jägers zu entgehen. Die kriechenden Thiere sind von einer andern Gestalt; Sie ziehen sich zusammen und dehnen sich wieder aus durch die verschiedene Stellung ihrer Muskeln: sie klettern, sie umfassen und hangen sich an die Körper, welche ihnen zu nahe kommen, sie schmiegen sich durch alles hindurch. Ihre Glieder haben fast keines eine Verwandschaft mit dem andern; daher leben sie auch noch, wenn man sie schon zerhauen hat. Die Vögel, sagt Cicero, welche lange Beine haben, haben auch nach ihrer Art einen langen Hals, um ihren Schnabel bis zur Erde erniedrigen zu können und damit ihr Futter zu langen. Das Cameel ist eben so beschaffen. Der

Hals des Elephantens würde zu schwer seyn, wenn er eben so lang wäre wie der Hals des Cameels; aber er ist hingegen mit einem Rüßel versehen, welcher aus Nerven, Flechsen und Muskeln bestehet, wodurch er denselben verlängern und verkürzen kann; er faltet denselben zusammen, um sich damit der Körper zu bemächtigen, welche ihm zu nahe kommen, in die Höhe zu heben und von sich zu schmeißen. Die Lateiner haben daher diesen Rüßel eine Hand genennet. Gewisse Thiere scheinen blos dem Menschen zu Nutz gemacht zu seyn: wie z. E. der Hund darzu gebohren ist, um seinen Herrn zu liebkosen, und sich einzurichten, wie es demselben gefällt; um ihm dadurch ein angenehmes Bild der Gesellschaft und Freundschaft, der Treue und Zärtlichkeit zu geben; um alles das zu bewahren, was man ihm anvertrauet; um andere Thiere durch sein schnelles Laufen zu fahen, und sie hernach dem Menschen zu überlassen, ohne etwas davon für sich zu behalten. Das Pferd und andere dergleichen Thiere befinden sich unter der Hand des Menschen, um ihn in seiner Arbeit beyzustehen, und ihn vieler Beschwerlichkeit zu überheben. Sie sind gebohren zum tragen, laufen, und dem Menschen in seiner Schwachheit zu helfen, und ihn auf seinen Wink zu gehorchen. Die Ochsen

haben Stärke und Gedult, eines so viel wie das andere, um den Pflug zu ziehen und zu arbeiten. Die Kühe geben Milch, die da gerinnet, und woraus man hernach andere Dinge machen kann. Die Schaafe haben überflüßige Wolle auf ihren Fellen, welche nicht für sie ist, und die sich verneuert, um den Menschen zu reizen, sie alle Jahre 1. oder 2 mal zu scheeren. Auch haben die Ziegen ein langes Haar, welches ihnen unnütz ist, und daraus sich der Mensch eine Decke des Hauptes macht. Die Felle der Thiere dienen den Menschen zu schönen Pelzen in denen Ländern, welche am weitesten von der Sonne liegen.

Also hat der Schöpfer der Natur, die Thiere ein jedes nach seiner Nothdurft bekleidet; und ihre Häute dienen hernach noch, den Menschen zu erwärmen, in den kalten Gegenden. Die Thiere, welche fast gar keine Haare haben, sind mit einer sehr dicken und harten Haut umgeben, z. E. die Schildkröten: Diese haben eine harte Haut in Gestalt der Dach-Ziegel, welche sie voneinander oder zusammen ziehen können, nachdem es ihnen beliebet. Auch diese Haut und diese Schalen dienen der Bedürfniß der Menschen. Also sind in der Natnr nicht nur die Pflanzen, sondern auch die Thiere zum Nutzen des Menschen gemacht. Auch werden

so

so gar die wilden Thiere zahm, oder fürchten sich zum wenigsten vor den Menschen. Wenn alle Länder bevölkert und bewohnet wären, wie es seyn sollte; so würde kein Land seyn, wo die Thiere die Menschen anfielen. Man würde nicht viel wilde Thiere finden, als in denen entferneßten Wäldern, und man würde sie nur beybehalten, um den Muth, Stärke und Geschicklichkeit des menschlichen Geschlechtes zu üben; da man nemlich Spiele anstellte, die den Krieg vorstelleten, dabey man doch niemals nöthig hätte, unter den Völkern Kriege zu führen. Man bemerket aber billig auch, daß die schädlichsten und den Menschen am gefährlichsten Thiere viel unfruchtbarer sind, als die, welche den Menschen nützen. Man schlachtet ungleich mehr Ochsen und Schaafe, als man Bären und Wölfe tödtet. Nichts destoweniger giebt es ungleich mehr Schaafe und Ochsen, als Bären und Wölfe. Man bemerke ferner mit dem Cicerone, daß die Weiblein von einer jeden Art der Thiere Brüste haben, die da mehrentheils eingerichtet sind nach der Zahl der Jungen, die sie tragen. Je mehr sie Junge tragen, desto mehr hat ihnen die Natnr Milch-Quellen gegeben, um sie zu saugen. Währender Zeit, da die Schaafe für uns ihre Wolle wachsen lassen, spinnen uns die Seiden-

Würmer

Würmer Seide zu denen reichesten Etoffen, und verzehren sich selbst, um sie uns zu geben. Sie machen aus ihren Häuten sich gleichsam ihr Grab, darein sie sich in ihrer eigenen Arbeit verschließen, und um ihr Geschlecht fortzupflanzen, erscheinen sie wieder in einer andern Gestalt. Die Bienen aber sammlen mit Fleiß den Saft wohlriechender Blumen, um daraus Honig zu verfertigen, den sie in die so genannten, von Kunst und Ordnung zusammen gesetzten Zellen legen, die uns zum Muster dienen können. Sehr viele Insecten, verwandeln sich, bald in Fliegen, bald in Würmer. Findet man fast unnütze unter denselben; so soll man betrachten, was sie für einen Theil des großen Schauplatzes der Natur ausmachen, und daß sie nicht ohne Nutzen seyn, in Ansehung derer, so mit Aufmerksamkeit alles beobachten. Was ist schöners und prächtigers als die große Zahl der so wohl eingerichteten Republick des Thier-Reiches, in welchem eine jede Art der Thiere, immer anders, als die andere, eingerichtet ist? Alles was der Schöpfer gemachet hat, zeiget sehr deutlich, wie weit die geringe Materie das übertreffe, woraus alles gemacht ist. Alles setzet mich in Erstaunen, vom größten Elephanten bis auf die kleineste Mücke. Findet man sie

unnütz-

unnützlich, und für dem Menschen unbequem, so muß man denken, daß allemal des Menschen Bequemlichkeit und Vergnügen mit einiger Unbequemlichkeit und Unlust vermenget seyn müsse; indem er sonst allzu weichlich würde; ja, er würde sich selbst vergessen, wenn nicht was wäre, welches sein Vergnügen mässigte, und seine Gedult in etwas übete.

XX. Die bewunderungswürdige Ordnung aller Cörper, welche die Welt ausmachen.

Wir beobachten nunmehro die Wunder, welche sich in denen größten so wol als in denen kleinesten Körpern zeigen: z. E. betrachtet die Sonne, so ist sie viel tausendmal größer, als die Erde; ich sehe, daß sie sich in einem Raume herum beweget am Himmel, gegen welchen, wenn man sie in Vergleichung stellet die Sonne nur ein funkelndes Stäublein ist. Ich sehe die andern Gestirne, die vielleicht noch größer als diese Sonne seyn, und die in einem Raume laufen, der noch viel weiter von uns entfernet ist. Noch weiter über diesen Raum hinauf, der doch schon alle Maaße überschreitet, werde ich noch, wiewol etwas dunkel, andere Sterne gewahr, welche man weder zählen noch unterscheiden kann. Die Erde, auf der wir uns befinden, ist gegen dieß alles, als woran man fast keine Grenzen

findet,

findet, in Vergleichung nur ein Punkt. Man bemerket in allen eine so richtige Ordnung, daß man nicht das geringste Stäublein wo anders hinstellen darf, ohne nicht die ganze unermeßliche Maschine in Unordnung zu bringen: und es beweget sich alles in so schöner Ordnung, daß die Bewegung selbst die Annehmlichkeit und die Vollkommenheit fortsetzet. Was muß das nicht für eine allmächtige Hand seyn, die da nicht müde wird, und der es nicht schwer fällt, das Werk seit so vielen Jahren her zu erhalten, und dessen Finger (mit der heiligen Schrift zu reden) mit dem Erdboden spielen. Sprüchw. Sal. VIII, 31.

XXI. Das bewundernswürdigste an den unendlich kleinen Körpern.

Nicht weniger bewundernswürdiges findet sich in kleinen Körpern, als vorhin in großen. Die kleinen Körper setzen mich eben sowol in Erstaunen, wie jene. Ich finde an den kleinesten Mücken eben so vollkommen übereinstimmende Glieder, wie an einen Elephanten oder Wallfische; ich nehme an ihnen einen Kopf, einen Leib, Schenkel und Füsse, wie an denen größten Thieren wahr. In einem jeden Theile desselben sind Muskeln, Nerven, Adern, Puls-Adern, (Arterien) und Blut; in diesem

Blute

Blute finden sich Lebens-Geister; es findet sich Feuchtigkeit auch in denen übrigen Theilen, in dieser Feuchtigkeit finden sich Tropfen, die aus so verschiedenen Materien zusammen gesetzet sind, so, daß man dieselbe wegen ihrer unendlichen Zusammensetzung niemals recht unterscheiden kann. Das Vergrößerungs-Glas entdecket uns in einem jeden Korper fast tausend Dinge, welche unserer Erkenntniß entwischet sind. Wie viel finden sich wol nicht in einem jeden Körper noch andere Dinge, so uns das Vergrößerungs-Glas selbst nicht zeigen kann. Was würden wir nicht sehen, wann wir täglich Instrumente erfinden könnten, die unserem schwachen und blöden Gesichte zu Hülfe kommen? Allein, lasset uns durch die Einbildungskraft das ersetzen, was uns am Gesichte abgehet, und lasset uns unsere Einbildungskraft selbst zu einer Art von Vergrößerungs-Gläsern machen, welches uns in einem jeden kleinen Körper tausend neue und unsichtbare Welten vorstellet; sie wird doch nicht im Stande seyn uns ohne Aufhören neue Entdeckungen in denen kleinen Körpern zu machen; sie würde darüber müde werden, aufhören und unterliegen. Kurz, in denen kleinesten Gliedern eines Körpers werden uns noch tausend Wunder unbekannt bleiben.

XXII. Von der Bildung eines Thieres.

Lasset uns unsere Gedanken auf die Maschine und Beschaffenheit eines Thieres richten; Es hat dasselbe Stücke an sich, die man nicht genug bewundern kann. Das erste ist, es hat das Thier an sich, das, was es zu seiner Vertheidigung brauchet. Das andere ist, es hat die Kraft selbst in sich (vermöge der Nahrung), durch welche es sich wieder erneuren kann. Das dritte ist, es hat das Vermögen, sein Geschlecht fortzupflanzen. Lasset uns ein wenig diese drey Stücke durchgehen.

XXIII. Von dem natürlichen Triebe der Thiere.

Die Thiere haben etwas bey sich, das man den innerlichen Trieb oder Anregung nennet, welcher sich dadurch äußert, daß sie sich so wohl denen ihnen nützlichen Körpern nähern, als auch das, was ihnen schädlich ist, fliehen. Wir wollen nicht weitläuftig untersuchen, worinnen dieser Trieb bestehet. Sondern wir begnügen uns vorietzo an der blosen Sache, ohne weiter darüber viel nachzudenken. Das kleinste Lamm merket seine Mutter von ferne, und läuft auf dieselbe los. Das Schaaf wird in Schrecken gesetzet so bald der

Wolf sich ihm nähert, und laufet, sobald es ihm nur ein wenig gewahr wird. Der Jagd-Hund wird fast allemal die Verte des Hirsches blos durch seinen Geruch entdecken. Es hat ein jedes Thier eine erstaunende innerliche bewegende Kraft, welche die Geister auf einmal sammlet; alle Nerven anspannet, die Gelenke sehr bügsam machet, und die da, auf eine unglaubliche Art, bey plötzlicher Gefahr, die Stärke, Geschicklichkeit, Hurtigkeit, List, vermehret um demjenigen, welches ihn seinen Untergang drohet zu entgehen. Es ist hier nicht die Frage, ob die Thiere eine Erkenntniß davon haben; Ich lasse mich auch hier nicht in eine Weltweise Streitfrage ein: die Bewegungen, davon ich rede, brauchen keines Nachsinnen, sondern sind auch bey der Vorstellung des menschlichen Körpers anzutreffen. Denn, wenn ein Mensch, der auf dem Seile tanzet, acht haben wolte auf die Regeln des Gleichgewichts, so würde er über sein Nachsinnen aus dem Gewichte fallen, welches er doch, ohne darauf zu denken wundersam beobachtet, ja das Nachsinnen würde nur machen, daß er herunter fiele. Und eben so verhält es sich mit den Thieren. Wenn jemand behauptete, daß die Thiere nachsinnen; so wird meinem Beweise doch nichts dadurch abgehen.

gehen. Sie können sich nimmermehr die Art ihrer Bewegung vorstellen, die doch am bewundernswürdigsten an ihnen ist, und wenn sie noch so lange nachdächten. Will man sagen, daß sie die allerstrengesten Regeln der Mechanik wüßten, und sie auf die allervollkommenste Art beobachteten; Wenn z. E. die Frage wäre, von Lauffen, Springen, Schwimmen, sich niederlegen, zusammen zu krümmen, den Hunden ihre Spur zu verhelen, oder sich den stärksten Theil ihres Körpers, zu ihrer Vertheidigung zu bedienen? Wird man sagen, daß sie natürlicher weise die Mathematik wüßten, welche die Menschen gleichwol nicht wissen? Wird man sich unterstehen zu behaupten, daß sie mit Ueberlegung und Bedacht alle ihre Bewegungen, so hurtig, und so ordentlich machten, die doch der Mensch, ohne darauf zu sinnen, oder daran zu gedenken thut? wird man ihnen eine Vernunft in ihren Bewegungen beylegen, da der Mensch zu seinen Bewegungen keine braucht? Das ist ein Trieb, wird man sagen, welcher die Thiere so regieret. Wenn jemand das sagt, so ist es fast eben das, was ich behaupten will: denn ich gebe zu, daß dieses in Wahrheit ein Trieb ist; Aber dieser bewundernswürdige Trieb ist eine Klugheit und Fertigkeit, die sich nicht in den Thieren

befindet; indem sie weder nachdenken, noch auch das Vermögen haben nachzudenken; sondern in der höchsten Weisheit, die diese Thiere durch solchen Trieb regieret. Dieser Trieb, oder vielmehr diese Weisheit, die da denket, und wachet, wacht vor die Thiere, und zwar in solchen Dingen, auf die sie nicht achtung geben noch achtung geben können, wenn sie auch so vernünftig als wie Menschen sind, wären, kann nichts anders seyn, als die Weisheit des Schöpfers, welche dieselbe Maschine gemacht hat. Man rede daher nicht mehr weder von einem Triebe, noch von der Natur der Thiere: Diese Nahmen sind nur gute Nahmen in dem Munde dererjenigen, welche sie aussprechen. Es befindet sich in dem, was man Natur und Trieb nennet, eine Kunst, und Vorsicht, daran die menschliche Erfindung nur Schatten ist. Ohnfehlbar giebt es bey den Thieren eine unzehlige Zahl Bewegungen, die da gänzlich unüberlegt geschehen, und die doch nach den bestimmten Regeln der Mechanik geschehen. Die Mechanik folget von sich selbst diesen Regeln. So ist die Sache beschaffen, ohne daß man da weiter zu philosophiren braucht, und die Sache ist auch allein im Stande, dieses zu entscheiden. Was würde man doch von einer Uhr denken, welche zu rechter Zeit entfliehen

sich

sich zusammenziehen, vertheidigen könnte, und das Vermögen hätte sich zu erhalten, wenn man sie zerbrechen wollte? würde man nicht die Kunst des Meisters bewundern? würde man glauben, daß diese Uhr sich selbst also gemacht, eingerichtet, uud in Ordnung gestellet, und zusammengesetzet habe, und zwar durch ein bloses Ohngefehr? könnte man wol glauben, man habe nun deutlich diese so vorsichtige Würkungen erkläret; indem man von dem Triebe, und der Natur dieser Uhr geredet: daß diese Uhr ihrem Herrn die Stunden richtig zeigte, und denen entwischte, die ihre innere Bewegung zernichten wollten?

XXIIII. Von der Nahrung der Thiere.

Was ist schöneres, als eine Maschine, welche sich von sich selbst wieder ausbessert, und erneuert? Ein Thier hat eine eingeschränkte Kraft, und wird daher durch die Arbeit gar bald ermudet und entkräftet. Aber jemehr es arbeitet und geschwächet wird, jemehr es sich genöthiget siehet, den Abgang der Kräfte durch seine Nahrung wieder zu ersetzen. Sein Futter giebt ihm täglich seine Kraft, welche es durch die Arbeit verlohren hat, von neuen, wieder. Es

leget in seinen Körper ein fremdes Wesen, welches hernach vermöge einer Art der Verwandlung zu der seinigen wird. Anfangs verwandelt sich die Speise in einen fließenden Saft; dieser reiniget sich hernach, gleich als wenn man ihn durch ein Sieb lauffen ließ, um davon das allzugrobe abzusondern. Hernach kommt es zum Sammelplatze, oder gleichsam zu dem Heerd der Lebens-Geister, wo es sich zerkleinert, und zu Blute wird. Endlich lauft es fort, und gehet durch unzehlbare Aeste der Blutgefäße, um alle Glieder zu befeuchten und ihnen dadurch Kraft zu geben; es vereiniget sich mit dem Fleisch, und wird endlich selbst Fleisch. So verschiedene Speise und Trank von unterschiedlichen Farben, machen doch hernach nur einerley Fleisch. Die Nahrung, welche ein unbelebtes Wesen war, erhält das Leben des Thieres, und wird selbst das Thier. Die Theile, die vorher das Thier ausmachten, werden durch eine unvermerkte, und beständige Ausdunstung ausgedünstet. Das, was vor vier Jahren ein Pferd ausmachte, ist jetzo nichts, als Luft, und Mist. Das, was damals Heu und Haver war, ist jetzo das Pferd selbst, das wir jetzo so stolz, und lebhaft sehen: zum wenigsten wird es für das Pferd gehalten, ohngeachtet durch eine

un-

unvermerkte Veränderung sein Wesen verwandelt worden ist.

XXV. Von dem Schlaf.

Mit der Nahrung verbindet sich der Schlaf. Das Thier, wird im Schlafe, nicht allein an allen äuserlichen Bewegungen; sondern auch an allen vornehmsten Handlungen, die sich in seinen Inwendigen bey dem Wachen ereignen, und dadurch die LebensGeister allzusehr ermüdet und geschwächet werden, verhindert. Es bleibet dem Thiere im Schlafe nichts übrig, als das Athem holen, und die Verdauung; das ist, aller Bewegung, welche ihre Kraft schwächte, wird Einhalt gethan; und es bleibt nur dem Thiere die einzige Bewegung übrig, welche die Kraft desselben verneuret. Diese Ruhe, welche eine Art der Bezauberung zu seyn scheinet, kehret alle Nächte wieder, da indessen die Finsterniß die Arbeit verhindert. Wer ist aber der, welcher diesen Anstand der Arbeit erfunden hat; wer ist der, welcher diese Dinge so eingerichtet hat, daß immer eines auf das andere folget? Und hingegen, so richtig zu unterscheiden gewußt hat, das, was nützet, und was schadet, und das letztere zu einer gewissen Zeit, zu unterbrechen? Den andern Morgen sind alle Er-

müdungen des vorigen Tages weg. Das Thier arbeitet wieder, als wenn es niemals gearbeitet hätte; und es ist gleichsam wieder mit einer neuen Lebhaftigkeit, die es zur neuen Arbeit anreitzet, durch den Schlaf begabet worden. Die Nerven haben wieder völlige Lebens-Geister, das Fleisch ist beweglich, die Haut bleibet vollkommen, von der man doch glauben sollte, daß sie sich mit der Zeit abnutzete. Die Haut eines Pferdes träget viele Sättel und bleibet doch ganz. Das Fleisch eines Kindes, ob es gleich sehr schwach und zarte ist, kann doch viel Kleider tragen, unterdessen das Kind täglich stärker und größer wird. Wenn diese tägliche Erneuerung vollkommen wäre: so würde sie eine Art der Unsterblichkeit seyn, und eine ewige und immerwährende Jugend. Allein, da diese Erneuerung unvollkommen ist; so verlieret das Thier unvermerkt seine Kraft, und wird alt, weil alles das, was erschaffen ist, soll ein Zeichen der Nichtigkeit tragen, woraus es entstanden, und ein Ende nehmen muß.

XXVI. Von der Zeugung und Fortpflanzung.

Was ist wundernswürdiger als die Vermeh-

mehrung der Thiere? betrachtet man dieselben einzeln; so ist kein Thier unsterblich. Alles veraltet, alles vergehet, alles wird zerstreuet und zernichtet; allein betrachtet man die Arten der Thiere, so wird eine jede erhalten, eine jede bleibet beständig und unveränderlich in einer beständigen Abwechselung. Ohngeachtet, so lange es Menschen auf der Erden gegeben hat, die da bedacht gewesen, das Gedächtniß der Thaten und Begebenheit zu erhalten, hat man niemals angemerket, daß Löwen, Tieger, wilde Schweine oder Bären von ohngefehr in ihren Hölen oder Wäldern wären gebildet worden. Man bemerket keine ohngefehre Fortpflanzung der Hunde oder Katzen; die Ochsen und die Schaafe kommen auch niemalen von ohngefehr in den Ställen und auf den Weiden zum Vorschein; sondern ein jedes von diesen Thieren hat seinen Ursprung von einem gewissen Männgen und einem gewissen Weibgen seiner Art.

Alle diese verschiedene Arten erhalten sich bey nahe von so langer Zeit her in einerley Menge. Man siehet nicht, daß binnen drey tausend Jahren eine einzige Art untergegangen wäre. Man siehet auch nicht, daß sich eine einzige Art Thiere mit allzugroßer Beschwer-

lichkeit der andern vermehret hätte. Wenn die Geschlechter der Löwen, Tieger, Bäre, sich auf einen gewissen höheren Grad vermehreten; so würden sie die Geschlechter der Hirsche, der Gemsen, Schaafe, Ziegen und der Ochsen gänzlich zerstören und vertilgen; ja sie würden selbst dem menschlichen Geschlechte überlegen seyn, und die Erde von Einwohnern entblößen. Wer ist doch der, der eine so accurate Maaße hält, damit niemals eine Art Thiere gänzlich untergehet, noch sich jemals allzuviel vermehren lässet?

Was sollen wir hierzu sagen? Diese beständige Fortpflanzung einer jeden Art ist ein Wunder, welches wir allzusehr gewohnet sind, so, daß wir sie nicht mehr in Betrachtung ziehen. Was würde man von einem Uhrmacher denken, der Uhren verfertigen könnte, die hernach immer wieder andere ohne Aufhören hervorbrächten, so, daß die zwey ersten Uhren hinlänglich wären, ihre Art auf der Erden zu vermehren und zu erhalten? Was würde man von einem Baumeister sagen, der da so künstlich wäre, Häuser zu bauen, die da wieder andere Häuser hervorbrächten, und die Wohnungen der Menschen wieder erneuerten, wenn die alten einfielen? Und siehe, dieses alles wird

man doch an den Thieren gewahr! Wollet ihr einwenden: Sie sind, so zu sagen, auch nichts anders als Maschinen, wie die Uhren; aber der Urheber dieser Maschine hat ja doch eine Kraft und Vermögen in sie geleget, durch die sich (vermöge der Zusammenfügung zweyer Geschlechte) ohne Aufhören fortpflanzen können. Saget, was ihr nur wollet, auf was Art diese Fortpflanzung geschähe; saget, daß diese Fortpflanzung entweder so geschiehet, als wenn etwas in einer Form, die schon gebildet ist, gegossen wird, oder daß ein jedes Thier erst einzeln gebildet wird; saget, welches von beyden ihr nur wollet, so wird doch dadurch die Kunst des Schöpfers nicht weniger verherrlichet. Denn wenn ihr annehmet, daß bey einer jeden Zeugung ein jedes Thier ohne eine solche Form von neuen gebildet werde; so frage ich: wer ist der, welcher diese Bildung einer so wohl zusammengesetzten Maschine, bey welcher so viel Weisheit hervorleuchtet, bewerkstelliget? Wann ihr hingegen, um gar keine Kunst daran zu erkennen, saget: die Forme, darinnen sie so zu reden gegossen worden, thut alles allein; wenn ihr, sage ich, dieses annehmet; so komme ich wieder auf die Forme selbst, und frage: wer ist der, der sie gemachet hat? Ist nicht diese noch bewundernswürdiger, als die Maschine

schine selbst, von welcher man behauptet, daß sie dadurch ans Licht kommt? Gesetzt, es sind in denen Thieren so viel Formen gewesen, welche seit vier tausend Jahren gelebet, daß die eine in der andern so unendlich eingeschlossen wäre, daß seit viertausend Jahren immer eine nach der andern zum Vorschein gekommen, und dem allen ohngeachtet doch noch so viel vorhanden seyn, daß dadurch die Thiere ihr Geschlecht in Zukunft bis an das Ende der Welt fortzupflanzen im Stande seyn; so werden doch diese Formen, die da (wie man angenommen) die ganze Gestalt eines jeden einzelnen Thieres in sich haben, eben so vieler Schwierigkeit dieselben zu erklären, unterworfen seyn, als die Bildung der Thiere selbst. Allein, es sind schon auserdem unauflösliche Wunder. Zum wenigsten erfordert die Bildung eines jeden Thieres insbesondere eben nicht mehr Kunst und Macht, als man nöthig hat, alle die Glieder, die Kräfte, das Vermögen hervorzubringen, woraus diese Uhren und Maschinen bestehen. Aber, wenn man diese Formen voraus setzet; so muß man erstlich sagen, daß eine jede Forme im kleinern mit einer unbegreiflichen Zärtlichkeit alle Glieder der Maschinen in sich enthält. Nun brauchet es aber weit mehr Kunst und Geschicklichkeit, ein aus so vielen Gliedern zusammen-

sammen gesetztes Werk im kleinen eben sowol als in einem weit grösseren vorzustellen. Zum andern muß man sagen, daß eine jede Forme, welche zu einem jeden einzelnen Thiere verfertiget ist, aufs deutlichste viele andere Formen in sich einschließe; und da immer eine die andere bis ins Unendliche in sich enthielte, so zu allen möglichen Zeugungen in den folgenden Zeiten erforderlich wären. Was kann aber mühsamer und bewundernswürdiger von Kunst seyn, als die Verfertigung einer unendlichen Zahl, so verschiedene Dinge, welche alle zum Voraus in einem einzigen, aus dem sie inskünftige sollen hervorkommen, sich befinden? Diese Formen dienen demnach im geringsten nicht die Fortpflanzung der Thiere zu erklären, daß man deswegen an denselben eine Kunst zu bewundern Ursache hätte. Ja diese Formen stellen uns eine weit künstlichere und bewundernswürdigere Zusammensetzung dar. Indessen ist deutlich und unwidersprechlich aus allen Lehrsätzen der Weltweisen, daß der ohngefehre Zusammenfluß der kleinsten Theilgen, oder untheilbaren Körperlein, niemals ohne Zeugung, in keinem Theile der Erden, weder Löwen, Tieger, Bären, Elephanten, Hirsche, Ochsen, Schaafe, Hunde noch Katzen hervorbringe. Sie sind niemals anders als durch die Zusammenfügung der beyden

den Geschlechter ihres gleichen hervorgebracht worden. Diese beyden Thiere, welche ein drittes hervorbringen, sind zwar nicht die wahrhaften Urheber der Kunst, welche bey der Bildung des Thieres, das durch sie hervorgebracht worden, hervorleuchtet. Sie können so wenig solches bewerkstelligen, indem sie selbst nicht einmal wie das Werk ist verfertiget worden, welches aus ihrer Zeugung zum Vorschein kommt. Sie haben nicht von dem geringsten, wie es gemacht oder gebildet sey, eine Erkenntniß. Sie sind nur blinde Werkzeuge gewesen, diese wunderbare Kunst auszuführen, die ihnen ganz und gar fremd und unbekannt ist. Woher kommet diese so wunderbare Kunst, die gar nicht den Thieren eigen ist? Welche Macht und welche Weisheit weiß so ohnmächtige Werkzeuge zu gebrauchen, die weder wissen das, was sie machen, noch darauf denken, so unbegreifliche Dinge durch dieselben auszurichten. Es würde auch vergebens seyn, wenn man behauptete, daß die Thiere einige Erkenntniß hiervon hätten. Man lege ihnen in andern Dingen so viel davon bey, als man will: allein bey der Zeugung muß man gestehen, daß sie auch nicht den geringsten Theil an der Kunst haben, die sich bey der Bildung des hervorgebrachten Thieres zeiget. Lasset uns noch weiter gehen, und

das höchste von alle dem annehmen, was man bewundernswürdiges an den Thieren wahrnimmt. Lasset uns bewundern die Beständigkeit, die ein Hund auf dem dritten Wege zu laufen, aufmuntert, wenn er keinen Geruch von dem Thiere, das er verfolget, auf den ersteren beyden Wegen merket. Lasset uns ein Reh bewundern, welches sein Junges weit von sich in einen verborgenen Ort leget, damit es die Hunde durch den Geruch von ihrer Spur nicht entdecken können. Lasset uns die Spinne bewundern, die da durch ihre Gewebe den Fliegen subtile Netze stellet, um sie zu bestricken, und erhaschen zu können, ehe sie sich wieder loszumachen im Stande seyn. Lasset uns den Reiger bewundern, der da, wie man sagt, seinen Kopf unter die Flügel stecket, um seinen Schnabel unter den Federn zu verbergen, mit welchem er die Raub-Vögel durchbohret, wenn sie auf ihn stossen. Lasset uns alle diese wunderbaren Dinge annehmen. Die ganze Natur ist voll von solchen Wundern. Allein, was hat man hieraus zu schließen. In Wahrheit, wenn man wohl hierauf Achtung giebet; so zeigen sie fast mehr als sie sollen. Wollen wir denn sagen, die Thiere haben mehr Vernunft als wir? Ihr natürlicher Trieb hat ohne Zweifel mehr Gewißheit, als unsere Muthmassun-

gen.

gen. Sie haben weder die Schluß- noch Meß-Kunst studiret. Sie haben keine LehrArt, keine Wissenschaften, vielweniger Uebung in denenselben, das, was sie machen, thun sie, ohne darinnen sich mit Fleiß geübet, noch sich zubereitet zu haben. Sie thun es alsobald, ohne daß sie darüber zu Rathe gehen könnten. Wir betrügen uns alle Augenblicke, nachdem wir doch wohl darauf gedacht haben; die Thiere hingegen richten allemal dasjenige, was die größte Wahl, und größte Billigkeit verlangen kann, ohne darüber nachzudenken, aus. Ihr natürlicher Trieb ist in vielen Stücken untrüglich. Allein das Wort Trieb ist nur ein bloser Schall, der nichts heißet. Denn was will man durch einen genau bestimmten und richtigen Trieb bey den Thieren anders verstehen, als die Vernunft selbst, ja noch eine weit vollkommenere, als die unserige ist? Man muß daher eine recht wunderbare Vernunft suchen, die entweder bey denen Werken selbst, oder in dem Meister, entweder in der Maschine, oder in dem, der sie gemacht hat, zu finden ist. Z. E. wenn ich an einer Uhr die größte Richtigkeit in Eintheilung der Stunden sehe, welche meine Erkenntniß übersteiget, so schlüße ich, daß, weil die Uhr nicht nachdenken, noch Schlüsse machen kann, es müsse dieselbe von einem Uhrmacher verfertiget seyn,

der

in der Art viel richtiger als ich denke. Auf gleiche Weise, da ich Thiere sehe ohne Aufhören etwas thun, darinnen sich eine Weisheit und Kunst zeiget, die ich selbst nicht begreiffe; so schlüße ich alsobald daraus, daß diese so bewunderenswürdige Kunst und Vorsichtigkeit nothwendig entweder in der Maschine selbst, oder in dem Erfinder, welcher sie verfertiget hat, anzutreffen seyn müsse. Ist sie wol in dem Thiere selbst? Ist es wol wahrscheinlich, daß es so vernünftig und so untrüglich in gewissen Dingen von sich selbst sey? Wenn nun diese Vorsicht und Weisheit nicht in dem Thiere selbst ist; so muß sie in dem Meister seyn, der das Werk gemacht hat, so, wie die ganze Kunst an einer Uhr dem Verstande des Uhrmachers einzig und allein beyzulegen ist.

XXVII. Einige Fehler, die die Thiere in vielen Dingen machen, verhindern nicht, daß ihr natürlicher Trieb in den meisten Stücken untrüglich gehe.

Man wende mir nicht ein, daß der natürliche Trieb der Thiere in gewissen Dingen fehlerhaft sey. Es ist nichts wunderbares, daß die Thiere nicht in allen Stücken untrüglich sind: aber das ist wunderbar, daß sie in vielen Fällen, ja fast in den meisten untrüglich

Bayerische Staatsbibliothek München

seyn. Wenn sie es in allen Dingen wären, so hätten sie eine unendlich vollkommene Vernunft; das ist, sie würden Gottheiten seyn. Ja es kann in den Werken einer unendlichen Macht nur eine endliche Vollkommenheit seyn; sonst würde GOtt den Creaturen gleich seyn, welches ohnmöglich ist. Er kann daher seinen Werken nur eine eingeschränkte Vollkommenheit und Vernunft beylegen. Allein die Einschränkung ist deswegen kein Beweis, daß das Werk gar ohne Ordnung und ohne Vernunft sey. Z. E. daß ich mannichmal irre, ist deswegen keine Folge, daß ich gar keine Vernunft habe, und daß alles von mir durch ein bloses Ohngefehr geschehe. Es folget nur blos dieses daraus, daß meine Vernunft eingeschränkt und unvollkommen ist. Eben deswegen, daß ein Thier nicht in allen seinen Dingen untrüglich ist, ob es schon in vielen Dingen ist, folget nicht, daß es gar keine Vernunft in dieser Maschine gäbe; es folget nur so viel daraus, daß diese Maschine keine uneingeschränkte Vernunft habe. Kurz, das ist doch eine ausgemachte Sache, daß in den Würkungen dieser Maschine, oder des Thieres, eine Ordnung, Weisheit, eine wundernswürdige Kunst und Vorsicht ist, welche gewisser maßen bis zur Untrüglichkeit gehet. Wem werden wir nun diese untrügliche Weisheit zuschreiben?

schreiben? dem Werke selbst, oder seinem Meister?

XXVIII. Von der Unmöglichkeit, daß die Seele der Thiere von ohngefehr sey.

Wenn man saget, daß die Thiere eine Seele haben, die da unterschieden sind von ihren Maschinen, oder Leibe; so frage ich: Was diese Seelen für eine Natur haben, die so gar unterschieden von ihren Leibern, und doch so genau mit ihnen verbunden sind? Wer ist der, der da gewußt hat so unterschiedene Naturen auf das genaueste aneinander zu verbinden? Wer ist der, welcher eine so unumschränkte Herrschaft über so verschiedene Naturen gehabt hat, daß er sie in eine so ordentliche und so beständige Gemeinschaft hat setzen können, in welchen sie einander zu empfinden und zu helfen geschickt sind? Will man hingegen behaupten, daß dieselbe Materie bald denken und wiederum auch nicht denken könnte, nach denen verschiedenen Einrichtungen und Bewegungen, welche man den Theilgen derselben beyleget; so werde ich hier nicht einwenden, daß die Materie gar nicht denken kann, und daß man nicht begreiffen kann, wie die Theile eines Steines niemals ohne etwas darzuzufügen, sich selbst erkennen können, was auch für Grade der Bewegung,

oder was für eine Gestalt man ihnen nur immer geben will. Jtzt will ich nur fragen: worinnen denn diese Einrichtung und Stellung der Theile, auf welche man sich berufet, eigentlich bestehe? denn es muß nach dieser Meinung einen Grad der Bewegung geben, bey welchen die Materie noch nichts eingesehen, und hernach muß fast wieder ein gleicher seyn, in welchem sie auf einmal Schlüsse machen, und sich zu erkennen anfänget. Wer ist aber der wol, der diesen bestimmten Grad der Bewegung zu erwehlen gewußt hat? Wer ist der, der das Maaß entdecket hat, die eigentlichen Gestalten zu finden, welche ein jeder Theil haben muß, daß es in dem Ganzen damit überein kommen kann? Wer ist der, welcher die äußerliche Gestalt, in welcher alle Körper müssen eingeschränket seyn, einzurichten gewußt hat? Mit einem Worte: Wer ist der, der die Zusammenfügungen, vermöge welcher die Materie denket, und davon nichts abgeschnitten werden kann, ohne daß die Materie zu denken nicht aufhören sollte, gefunden hat? Wenn man saget, daß dieses von ohngefehr komme; so antworte ich: daß man das Ohngefehr vernünftig machet, ja fast den Ursprung der Vernunft selbst beylege. Allein, was ist das für ein seltsames Bezeigen, daß man nicht lieber erkennen will eine Ursache voller

Weisheit, von der wir allein Verstand und Weisheit haben: und daß man lieber sagen wolle, daß die reineste Vernunft nur eine Würkung der größten Blindheit in allen Dingen sey, dergleichen die Materie ist, die aller Erkenntniß an und vor sich selbst beraubet ist. In Wahrheit, es ist nichts so unerträglich, als so was zu behaupten, was wider alle Vernunft lauft.

XXVIIII. Die Meinungen einiger Alten von der Seele und der Erkenntniß der Thiere.

Obgleich die Weltweisheit der Alten an und vor sich selbst sehr unvollkommen war; so hat sie doch nichts destoweniger einigermasen auch diese wunderliche Meinung schon für ungereimt gehalten; denn sie haben also gelehret: Es wäre der göttliche Geist, der da über die ganze Welt ausgegossen sey, und eine höhere Weisheit, welche ohne Aufhören in der ganzen Natur und in allen Thieren würkete, wie die Seelen in die Körper würkten; Und dieser beständige Einfluß des göttlichen Geistes, der da insgemein der Trieb genennet würde, (ohne daß dadurch der Verstand des Wortes ausgedrucket würde), wäre das Leben von alle dem, was da lebte. Sie fügeten hinzu, daß die Funken des göttlichen Geistes der Begriff von allen Arten der Zeugung und Fortpflan-

zung wären; indem die Thiere diese Funken bey ihrer Empfängniß und Geburt in sich nähmen; hernach aber, so bald sie stürben, sich diese göttlichen Theilgen von aller und jeden Materie absonderte und hinauf zu den Sternen giengen, allwo sie hernach unter denselben herum irreten. Das ist diese eben so erhabene, als fabelhafte Meinung der Weltweisen, welche ein Virgil so angenehm in den Versen, die er von den Bienen verfertiget hat, zu beschreiben gewußt, wenn er sagt: daß alle WunderDinge, die man an denen Bienen wahrnimmt, viele dahin gebracht haben, daß sie behauptet: es müßten die Bienen von GOttes Geiste getrieben werden, zumal, da sie überredet waren, daß GOtt die Erde, das Meer, und den Himmel erfüllete; so glaubten sie, daß das Vieh, die Schaafe, rc. und auch die Menschen das Leben dadurch bey der Geburt erhielten; und diese Funken zögen sich wieder zurücke, wenn alle Sachen untergiengen, weil zumal die Seelen, die der Ursprung des Lebens sind, gar nicht durch den Tod könnten zernichtet werden, sondern zu den Sternen giengen, und ihre Wohnung da in dem Himmel nähmen (vid. VIRGIL. *Georg.* lib. IIII. v. 220. et seqq.).

Die

Die Alten glaubten, daß ein Theil des Geistes
GOttes die Bienen belebet,
Denn GOtt erfüllet alles, was in Klüften, dem
Abgrund des Meeres und Lüften schwebet.
Das Vieh gleich als der Mensch sein Leben
von ihm nährt,
Und nach vollbrachter Zeit in ihm zurücke
kehrt.

Diese göttliche Weisheit, die da in allen Theilen der Welt würket, hatte die Stoiker, und vor ihnen den Platonem, so eingenommen, daß sie gäntzlich glaubeten, die Welt wäre ein vernünftig Thier, das sehr weise; ja der höchste GOtt selbst wäre. Diese Weltweisheit machte aus den vielen Gottheiten nur eine einzige, und dieses sey die Natur, die da ewig, untrüglich, verständig, allmächtig, und göttlich sey. Also giengen die Weltweisen, da sie die Fabeln der Reimdichter entfernen wollten, doch wieder auf die dichterischen Meinungen zurück. Sie geben der Natur, wie die Urheber der Fabeln, ein Leben, und legen einen Verstand, Kunst, und einen Vorsatz auch denen Theilen der Welt bey, welche am leblosesten scheinen. Ohne Zweifel haben sie die große Kunst, welche in der Natur zu sehen ist, bemerket; aber nur darinne haben sie sich geirret, daß sie

dem Werke die Kunst beylegten, die doch dem Schöpfer gehörte.

XXX. Von dem Menschen.

Lasset uns nun nicht länger bey den Thieren aufhalten, die da viel geringer als die Menschen seyn. Es ist Zeit, den Menschen genau zu erwegen, um an ihm denjenigen zu entdecken, dessen Bild er seyn soll. Ich kenne in der ganzen Natur nur zweyerley Wesen: vernünftige, und unvernünftige. Der Mensch bestehet aus beyden Arten der Wesen: Er hat einen Leib, der allen andern körperlichen Dingen gleich ist. Er hat aber auch einen Geist, das ist ein vernünftiges Wesen, welches so wol das, was in ihm, als auch, was ausser ihm ist, empfindet. Wenn das wahr ist, daß ein ersteres vollkommenes Wesen ist, welches alle andere Wesen aus nichts hervorgebracht hat; so ist der Mensch sein rechtes Bild. Denn er hat fast alle Vollkommenheiten dieser beyden verschiedenen Arten von Wesen in seiner Natur, wie derselbige. Allein das Bild ist und bleibet ein Bild; und es kann nichts weiter, als der Schatten von dem vollkommenen Wesen seyn. Lasset uns demnach die Untersuchung des Menschen mit der Betrachtung seines Leibes anfangen. Ich weiß nicht, sagte jene

Mutter,

Mutter, in der heiligen Schrift, zu ihren Kindern, 2 Maccab. cap. 7. v. 22. wie ihr seyd in mir gebildet worden; In Wahrheit, es ist nicht die Weisheit der Aeltern, die da ein so wohlgebildetes Werk gemacht hat. Sie haben gar keinen Theil an dieser Kunst und Weisheit. Lasset uns demnach die Aeltern verlassen, und eine höhere Ursache unseres Daseyns entdecken.

XXXI. Von dem Bau des menschlichen Leibes.

Der menschliche Leib ist aus Erde gemacht: allein lasset uns die Hand bewundern, die ihn gebildet hat. Der Schöpfer hat sein Bild auf ihn abgedrücket. Er scheinet einen Gefallen gehabt zu haben, ein MeisterStück aus so einer schlechten Materie zu machen. Lasset uns unsere Augen auf den Leib selbst richten, in welchem die Gebeine das Fleisch, womit sie umgeben sind, aufrecht erhalten. Die Nerven und SpannAdern, welche in demselben ausgespannet seyn, geben ihm alle seine Kraft; und die Muskeln, durch welche die SpannAdern lauffen, machen, wenn sie sich verkürzen, oder ausdehnen, die accurateste und richtigste Bewegung; die Beine stehen in einer regelmäßigen Ordnung, und haben Gelenke, dadurch eines in das andere

passet; Sie sind durch die SpannAdern und Flechsen zusammen gebunden. Cicero bewundert sehr vernünftig die schöne Kunst, welche diese Beine mit einander verbindet. Wie ist nicht alles so biegsam, um die verschiedensten Bewegungen zu machen? Wie viel Vestes, und Dauerhaftes aber findet man nicht auch? So gar, wenn der Mensch todt ist, und seine Theile durch die Verwesung sich absondern, siehet man noch die Gelenke und die Verbindungen, als welche nur nach und nach aus einander gehen. Also ist diese Maschine gerade, oder zusammen gebogen, steif, oder biegsam, wie man sie haben will. Im Gehirne, welches der Sitz aller Nerven ist, entspringen die Lebens-Geister. Sie sind so subtil, daß man sie nicht sehen kann, und nichts destoweniger sind sie doch würklich da, und von so großer Kraft, daß sie der Maschine alle ihre Bewegung und ihre Stärke geben. Diese Lebens-Geister gehen in einem Augenblicke bis in die äußersten Glieder. Bald fließen sie wiederum sachte, und mit einer Gleichheit fort. Bald gehen sie mit der größten Heftigkeit durch den ganzen Körper (wenn es nemlich Noth thut), und verändern auf unzähliche Art die Gestalt, Geberden, und andern Handlungen des Leibes.

XXXII. Von der Haut des Menschen.

Lasset uns das Fleisch des Menschen betrachten. Dasselbige ist an gewissen Orten mit einer zarten und niedlichen Haut bedecket, zur Zierrath des Leibes. Wenn diese Haut, die dem Menschen eine so schöne Farbe giebt, und ihn so beliebt macht, abgezogen wäre; so würde der Mensch abscheulich und schröcklich aussehen. An andern Orten ist eben diese Haut viel härter und dicker, um die Arbeit, die man thut, ausstehen zu können. Z. E. wie viel stärker ist nicht die Haut an den Fußsolen, als die im Gesichte? Wie viel dicker ist nicht die Haut hinten am Kopfe, als vorne? diese Haut ist allenthalben durchlöchert, wie ein Sieb: aber diese Oeffnungen, welche man Schweißlöcher nennet, sind fast unsichtbar, obgleich der Schweiß und die Ausdünstungen durch diese zarten Löcher gehet; so dringet doch niemals das Blut durch dieselben. Diese Haut hat aber alle nur mögliche Zärtlichkeit, die da erfordert wird, daß sie durchscheinend sey, um dem Gesichte eine lebendige, angenehme und reizende Farbe zu geben. Wenn die Haut nicht so durch und durch dichte, und so vereiniget wäre; so würde das Gesichte blutig, und wie abgeschunden scheinen. Wer ist nun der, der die Farben so schön zu mischen, und

zu mengen gewußt hat, um eine so schöne FleischFarbe zuzubereiten, welche die Mahler bewundern, und niemals vollkommen haben nachmachen können.

XXXIII. Von den Adern und großen Blut-Gefäßen.

Man findet in dem menschlichen Leibe unzehlbare Aeste von Adern. Einige tragen das Blut aus der linken HerzKammer zu den äußersten Theilen des Leibes und heißen Arterien oder PulsAdern. Andere bringen das Blut von den äußersten Theilen des Leibes zur rechten HerzKammer und heißen BlutAdern. Durch diese verschiedene Aeste fließet das Blut, welches ein angenehmer und öligter Saft ist, der da vermittelst dieses ölichten Wesens geschickt ist, die zärtesten LebensGeister in sich aufzubehalten, wie man in den gummichten Körpern die geistreichsten und allerzärtlichsten Essenzen erhält. Dieses Blut befeuchtet das Fleisch, wie die Quellen und Flüsse die Erde. Wenn es das Fleisch durchlauffen hat, kommt es wieder zu seiner Quelle sehr langsam, und mit sehr wenigen LebensGeistern zurück. Allein es erholet sich wieder, und verdünnet sich aufs neue in dieser Quelle, um einen unaufhörlichen Umlauf zu machen.

XXXIIII. Von denen Gebeinen, und ihrer Zusammenfügung.

Sehet ihr diese so schöne Einrichtung, und das gleiche Verhältniß der Glieder unter sich? die Beine an denen Hüften und Schenkeln, sind große Gebeine, und hänget eins mit dem andern zusammen, und sind mit Flechsen zusammen verbunden. Es sind zwey gleiche und Regelmässig aufgerichtete Säulen, welche aufrecht stehen, um das ganze Gebäude zu erhalten. Allein diese Säulen können sich zusammen legen, und die Kniescheibe ist ein Bein von einer fast runden Gestalt, das mit Fleiß an die Verbindung der Gelenke gesetzet ist, um dieselben auszufüllen und sie zu vertheidigen, wenn sich das Bein zusammen biegen muß. Eine jede von diesen Säulen hat ihr FußGestelle, so aus vielen kleinen Beingen bestehet, die so künstlich zusammen gefüget sind, daß sie sich biegen oder gerade stehen können, nachdem es uns beliebet. Das FußGestelle drehet sich unter der Säule, wenn und wie man es haben will. An diesem FußGestelle siehet man nichts als Flechsen, Nerven und kleine aneinander gesetzte Beine, so, daß dieses Glied überhaupt, wie man will, entweder mehr biegsamer, oder vester ist. Die Zehen selbst am Fuße mit ihren Gelenken und Nägeln dienen vester aufzutreten

und mit mehrerer Geschicklichkeit das Gleichgewichte zu erhalten, wenn man aufstehen, oder sich niedersetzen will. Diese beyden Füße strecken sich vorwärts aus, um zu verhindern, daß der Körper nicht vorwärts falle, wenn er sich aufrichten oder biegen will. Die beyden Säulen gehen oben wieder zusammen, um den übrigen Körper tragen zu können, und sind oben nochmals beysammen, so, daß diese Zusammenfügung dem Menschen zur Bequemlichkeit dienet, wenn er sich zusammenbieget; indem er mit dem ganzen Körper auf denen beyden größten Muskeln alsdann ruhet. Das Gebäude des Körpers selbst ist nach der Höhe dieser Säulen eingerichtet. Es enthält alle Theile, die zum Leben nöthig seyn, und die da folglich in der Mitten liegen müssen, als in dem allersichersten Orte, um darinnen am besten verwahrt zu seyn; Es sind daher zwey Reihen Rippen, die dichte beysammenstehen, nnd ihren Ursprung hinten aus dem Rückgrad nehmen, wie die Aeste eines Baumes von ihrem Stamme. Diese Rippen machen gleichsam einen Zirkel um die edlern und zärtern Theile zu bedecken und zu beschützen.. Allein da die Rippen den menschlichen Korper nicht völlig bevestigen können, ohne die Erweiterung des Magens und die Eingeweide zu hindern; so machen sie nur einen Zirkel bis auf einen gewissen

Ort

Ort, unter welchem sie einen Raum lassen, so, daß die Eingeweide sich ausbreiten, und der Mensch Odem holen und sich nähren könne. Man siehet auch nichts von Menschen Händen verfertiget, das so künstlich gearbeitet wäre, als der Ruckgrad. Es würde derselbe sehr steif und zerbrechlich seyn, wenn er nur aus einem Beine gemachet wäre: und der Mensch würde sich dießfalls niemals zusammen biegen können. Nun dieser Beschwerlichkeit hat der Urheber dieser Maschine abgeholfen, indem er WirbelBeine gemacht hat, die aus vielen kleinen Stücken bestehen, da eines in das andere gefüget ist, und ein ganzes ausmachen. Dieses zusammengesetzte Bein ist sowol biegsam, als steif. Es richtet sich in die Höhe, und bieget sich wieder zusammen in einem Augenblicke, wie man will. Alle diese WirbelBeine haben in der Mitten eine Oeffnung, die darzu dienet, daß eine lange Substanz vom Gehirne bis an das Ende des Körpers durchgehen kann, und daß auch die LebensGeister durch diesen Canal gehen können. Allein, wer bewundert nicht die Natur der Beine selbst. Sie sind sehr harte; und man siehet, daß die Verwesung des ganzen übrigen Leibes bald vollbracht ist, wenn sie noch ganz frisch seyn. Ueberdieß sind sie voller Löcher, daher sie um so viel leichter seyn; und inwendig sind sie auch voller

ler Mark, welches sie nähret. Sie sind gerade an denen Orten, wo die Bänder, die da ein Bein an das andere binden, durchgehen sollen, ausgehölet. Ueberdieß sind auch die Knochen an beyden Enden viel größer, als in der Mitte, und machen fast zwey runde halbe Köpfe aus, damit sich ein Bein an dem andern desto leichter drehen, und das ganze sich gar leichte biegen könne.

XXXV. Von denen Theilen des menschlichen Leibes, die da erforderlich sind, bey der Verdauung, Blut zu machen, und Odem holen zu können.

In dem Bezirke, welchen die Rippen machen, liegen in der schönsten Ordnung die großen Gefäße, die da sowol dem Menschen zum Odemholen behülflich seyn und die Speise verdauen: als auch die, welche neu Blut machen. Das Odemholen ist nöthig die innerliche Hitze zu mäßigen, die das aufwallende Geblüte und der schnelle Lauf der LebensGeister verursachet. Die Luft ist wie eine Speise, dadurch sich das Thier nähret, und wodurch sich alle Augenblicke das Leben bey ihm verneuert. Die Verdauung ist nicht weniger nöthig die harten Speisen zuzubereiten, daß sie können in Blut verwandelt werden. Das Blut ist ein fließender Saft, der über alle durchdringet, und daraus zuletzt Fleisch

wird

wird, nun in allen Gliedern das zu ersetzen, was sie durch die beständige Ausdünstung und Verzehrung der Lebens Geister verlieren. Die Lunge ist wie ein Sack, daher sie sich, indem sie schwammichter Natur ist, erweitern, und leicht zusammen drücken kann: Und da sie beständig Luft, entweder in sich nimmt, oder wieder von sich giebet; so stellet sie die Art eines Blasebalges für, der sich beständig beweget. Der Magen hat eine auflösende Kraft bey sich, die den Hunger verursachet und dem Menschen zu verstehen giebet, daß er essen müsse. Diese auflösende Kraft, die dem Magen sehr empfindlich ist, gereichet ihm hernach zu einem ausnehmenden Vergnügen, wenn diese heftige Empfindung durch Speise gestillet wird; alsdenn erfüllet sich der Mensch begierig mit einer fremden Materie, die ihm sehr angenehm ist, vor welcher Materie er gewiß einen Abscheu tragen würde, wenn er sie sehen könnte, nachdem sie in den Magen kommen ist; eben so, wie sie ihm nicht mehr gefällt, wenn er sie alsdenn siehet, nachdem er davon gesättiget ist. Der Magen ist wie ein Ränzel gebildet, worinnen die Speisen durch eine gute Verdauung in demselben in einen süssen Saft verändert werden, welcher hernach zu einer Art von Milch wird, die man Chylus nennet, und die, wenn sie ins Herze kommt, darinnen durch die

daselbst befindlichen LebensGeister, die Art, Lebhaftigkeit und Farbe des Blutes bekommet. Aber währender Zeit, da dieser reineste Saft der Speisen aus dem Magen in die bestimmten Canäle gehet, um den Chylum und das Blut zu machen, sonderen sich die gröbsten Theile von eben dieser Speise ab, wie etwan die Kleyen von dem KernMehle durch ein HaarSieb, und werden unterwärts ausgeworfen, um den Körper davon zu befreyen; und zwar gehen sie durch die verborgensten und von den sinnlichen Werkzeugen entferneſten Gänge, damit dieselben dadurch nicht Beschwerlichkeit empfinden mögten. Also sind die Wunder dieser Maschine so groß, daß sie unergründlich seyn, und daß man sich auch bey denen schlechtesten Handlungen fast nicht unterfangen kann, dieselben umständlich zu erklären.

XXXVI. Von den innerlichen Theilen.

Es ist wahr, daß die innerlichen Theile des menschlichen Leibes nicht so angenehm anzusehen sind, als die äußerlichen: Aber man muß auch wissen, daß sie nicht deswegen gemacht seyn, daß sie gesehen werden sollen; überdieß dürfen sie auch nach der HauptAbsicht des Künstlers nicht entblößet liegen, ohne Schaden zu leiden, und kann also der Mensch diese Maschine in einen andern

Menschen nicht eröffnen, als mit der größten LebensGefahr desselben und mit seinem eigenen Widerwillen. Und dieser Abscheu ist es, welcher das Mitleiden und die Menschlichkeit in das Herze bringet, wenn ein Mensch den andern verwundet siehet. Wir fügen mit einem Augustino hinzu, daß in diesen innerlichen Theilen eine Ordnung, Kunst und Weisheit wahrgenommen wird, die einen aufgeweckten und nachdenkenden Kopf noch mehr vergnüget, als die äußerliche Schönheit des Körpers, die Augen. Dieses Innwendige des Menschen, welches insgesammt eben so entsetzlich als bewundernswürdig anzusehen, ist gerade so, wie es seyn soll; indem es eine irrdene Masse anzeiget, die von der göttlichen Hand ausgearbeitet und verfertiget ist. Man siehet überhaupt an derselben sowol die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Geschöpfes, als auch die unbegreifliche Kunst und Weisheit des Schöpfers.

XXXVII. Von den beyden Ärmen und Nutzen derselben.

Oben an diesem so vortreflichen Gebäude, welches wir anietzo beschrieben haben, hängen die beyden Aerme, welche sich mit den Händen endigen, und eine vollkommene Gleichheit in sich haben. Die Aerme hangen vest an den

Schultern, doch so, daß sie eine freye Bewegung durch die Verbindung haben. Sie können sich auch an den Ellbogen und an den Händen zusammen biegen, und sehr geschwinde wieder gerade machen. Die Aerme sind accurat so lang, daß sie alle Theile des Körpers berühren können. Sie sind stark von Nerven und Muskeln, so, daß, wenn sie mit denen Lenden zugleich würken, sie die größten Beschwerlichkeiten eines jeden Körpers behaupten und aushalten können. Die Hände sind ein Gewebe von Flechsen, Nerven und zusammen gefügten Beinen, die da die gehörige Stärke und Biegsamkeit haben die näheſten Körper zu greifen, sich ihrer zu bemächtigen, sich daran zu halten, sie zu werfen, an sich zu ziehen, von sich zu stoßen, dieselben auseinander zu trennen, und eines von dem andern zu setzen. Die Finger, deren Spitzen so zu reden mit Nägeln bewaffnet seyn, sind geschickt, die bewundernswürdigsten Künste durch ihre annehmliche und verschiedene Bewegungen zu üben. Die Aerme und die Hände dienen auch, nachdem man sie ausstrecket oder zusammen ziehet, den Körper in Stand zu setzen sich biegen zu können, ohne der Gefahr ausgesetzt zu seyn, auf die Erde zu fallen. Die Maschine zeiget in allen ihren LeibesStellungen eine innerliche Kraft,

welches nicht die Gedanken seyn können; denn diese würden viel zu späte kommen, in widrigen Fällen das Gleichgewichte des Körpers zu erhalten.

XXXVIII. Von dem Halse und dem Haupte.

Ueber dem Körper erhebet sich der Hals steif und veste, (wenn man ihn nemlich in der Stellung betrachtet, daß man eine schwere Last auf dem Kopfe träget) als wenn er nur aus einem einzigen Knochen bestünde. Wenn man sich aber bücken oder den Kopf drehen will, so bieget und drehet sich der Hals auf alle Seiten, gleich als wenn gar kein Bein darinnen wäre. Dieser Hals erhebet sich ein wenig über die Schultern, und träget den Kopf, der da über den ganzen Körper herrschet, ohne Unbequemlichkeit. Wenn der Kopf kleiner wäre; so würde keine Gleichheit seyn, zwischen ihm und der übrigen Maschine. Wäre er größer; so würde seine Schwere (außerdem daß er auch unförmlich und plumb seyn würde), den Hals niederdrücken und den Menschen der Gefahr, auf die Seite zu fallen, aussetzen, auf welche er sich nur ein wenig zu sehr mit dem Haupte biegte. Dieser Kopf, der auf allen Seiten durch sehr dicke und harte Beine bevestiget ist, um den kostbaren Schatz, welchen er einschließet,

zu verwahren, schließet sich in die Wirbelbeine des Halses, und hat eine beständige sehr genaue Gemeinschaft mit allen übrigen Theilen des Körpers. Er enthält das Gehirne, dessen Theilgen weich und schwammigt, und wie aus zarten Fäden zusammen gewickelt ist. Dieses Gehirne ist der HauptSitz der Wunder, von denen wir hernach reden wollen. Die Hirnschaale ist voller regelmäßiger Löcher, und hat eine vollkommene Gleichheit vor die beyden Augen, Ohren, vor das Maul und die Nase. Sie enthält Nerven vor die Sinnen, deren Empfindung meistentheils durch diese Gänge bewurcket wird. Die Nase, welche zwar zu ihrem Geruch und ihrer Empfindung keine Flechsen hat, ist mit einem siebförmigen Beine versehen, durch welches der Geruch von Dingen bis zum Gehirne gehen. Unter den Werkzeugen der Sinnen sind die vornehmsten allemal doppelt, damit auf der einen Seite das ersetzet werden könne, was auf der andern Seite durch einen Zufall Schaden leiden möchte. Diese beyden Werkzeuge von einerley Sinne, haben eine völlige Gleichheit unter sich, sowol vorne im Gesichte, als auch auf denen Seiten, damit der Mensch sie desto leichter gebrauchen könne, sowol zur rechten und zur linken, als auch seitwärts, das ist gegen die Seiten, wo

ihre

ihre Verbindungen gehen, oder würken. Außer dem macht die Biegsamkeit des Halses, daß alle sinnliche Werkzeuge sich in einem Augenblicke drehen konnen, auf was vor eine Seite sie nur wollen. Das ganze Hintertheil des Kopfes, welches sich nicht so gut vertheidigen kann, ist viel dicker als das Vordertheil. Es ist mit Haaren gezieret, welche zugleich mit zur Vertheidigung des Haupts wider alle Beschwerlichkeit der Luft dienen. Allein die Haare gehen auch über dem Vordertheill bis ans Gesicht, und geben demselben viele Annehmlichkeit. Das Gesichte ist die Seite des Kopfes, welche man den Vordertheil nennet, und in welchem die vornehmsten Werkzeuge der Sinnen sich in einer Ordnung und Einrichtung versammlen, die da machet, daß es sehr schön aussiehet: wenn nicht etwa ein ohngefehrer Zufall das so ordentliche Werk in Unordnung bringet. Die beyden Augen stehen in der Mitte einander gleich über, und auf beyden Seiten des Kopfes, so, daß die Menschen von ferne sehr leichte entdecken können, sowol zur rechten als zur linken, alles das, was ihnen nur von außen vorkommt, und daß sie sehr bequem vor die Sicherheit aller Theile des Körpers wachen können. Die ordnungsmäßige Gleichheit womit sie eingesetzt seyn, giebet dem Gesichte

eine nicht geringe Zierde, und der sie gemacht hat, ich weiß nicht was vor eine himmlische Flamme in denenselben, angezündet, der in der ganzen übrigen Natur nichts gleichet. Diese Augen sind Arten von Spiegeln, worinnen sich auf dem Grunde des netzförmigen Häutleins, alle Gegenstände der ganzen Welt nach einander ohne Verwirrung abmahlen, so, daß die Seele, welche in dem Menschen denket, dieselben in diesen Spiegeln sehen kann. Allein, ob wir gleich alle Gegenstände durch ein doppeltes sinnliches Werkzeug sehen, so sehen wir doch niemals etwas doppelt, deswegen, weil die beyden Nerven, die zum sehen dienen, in unsern Augen nur zwey Aeste seyn, die sich in einen Stamm vereinigen, wie etwa zwey Gläser einer Brille sich in dem obersten Theile, welcher sie beysammen hält vereinigen. Die beyden Augen sind mit zwey gleichen AugenBraunen gezieret, und damit man dieselben könne auf- und zuthun, so sind sie in mit Haaren besetzte Augenlieder eingehüllet, die da einen so zarten Theil vertheidigen.

XXXVIIII Von der Stirne und denen übrigen Theilen des Gesichtes.

Die Stirne giebt dem ganzen Gesichte ein prächtiges und angenehmes Ansehen. Sie dienet

net die Lineamenten desselben daran besser ausdrucken zu können. Wenn die Nase nicht in der Mitte stünde, so würde das ganze Gesichte ganz platt und ungestalt seyn. Man kann von dieser Unförmlichkeit des Gesichtes nicht eher urtheilen, als bis man Leute gesehen hat, an welchen dieser Theil des Gesichtes verstümmelt ist. Sie ist unmittelbar über den Mund gesetzt, damit der Mensch desto bequemer durch den Geruch unterscheiden könne, was sich zu seiner Nahrung schicket. Die beyden Nasen-Löcher dienen bey dem Geruch zugleich mit zum Odemholen. Man betrachte die Lippen; ihre lebhafte Farbe, ihre Gestalt, ihre Einrichtung und ihre Gleichheit mit den übrigen Lineamenten zieren das Gesichte nicht wenig. Der Mund zeiget durch seine und der Augen übereinstimmende Bewegung die ganze Beschaffenheit des Gemüthes an: Z. E. die Herzhaftigkeit, den Zorn, die Freude, die Bestürzung, das schmachtende Verlangen, und drucket eine jede Leidenschaft durch deutliche Merkmale aus. Die Lippen eröffnen sich, nicht nur die Speisen zu sich zu nehmen, sondern sie dienen auch, vermöge ihrer Biegsamkeit und ihren verschiedenen Bewegungen, den Ton in der Rede auf mancherley Weise zu verändern. Wenn sie sich öffnen, so zeigen sie eine doppelte

Reihe Zähne, mit welchen der Mund gezieret ist. Diese Zähne sind kleine neben einander in Ordnung gesetzte Beine in beyden Kinnbacken, die eine innerlich bewegende Kraft haben sich zu eröffnen und wieder zuzuthun, daß also die Zähne wie eine Mühle die Speisen zermalmen, um sie zur Verdauung zuzubereiten. Diese zermalmete Speise gehet in Magen durch einen Gang, der von der LuftRöhre unterschieden ist; und diese beyden Canäle, ob sie gleich so nahe bey einander liegen, haben doch miteinander nichts gemein.

XXXX. Von der Zunge und denen Zähnen.

Die Zunge ist ein Gewebe von kleinen Muskeln und sehr zarten Nerven, so, daß sie sich wie eine Schlange leicht zusammen krummen und biegen kann. Sie thut eben das in dem Munde, was die Finger auf dem Clavier, oder der Bogen eines geschickten Meisters auf einem musicalischen Instrumente thun. Sie stoßet bald an die Zähne, bald an den Gaumen. Es befindet sich eine Röhre an derselben, welche inwendig durch den Hals von dem Gaumen an bis in die Brust gehet. Diese bestehet aus lauter von Knorpel zusammen geflochtenen Ringen, die da inwendig mit einer glatten Haut überzogen sind, welche macht, daß die

Luft

Luft einen bessern Schall bekommt, die von der Lunge ausgeblasen wird. Diese Röhre hat von der Seite des Gaumens eine Oeffnung wie an einer Flöte, die sich erweitert oder bequem zusammen ziehet, um die Stimme gröber oder klärer zu machen. Aber damit nichts von denen Speisen, welche ihren besonderen Canal haben, in diese Röhre, welche zum Odemholen gehöret, hinein fallen möchte; so machet das Läpplein, welches sich über der Oeffnung dieser LuftRöhre befindet, gleichsam eine Fallthüre, damit die Speise darüber weggehen kann, ohne daß ein einziger Brosamen oder Tropfen durch diese Oeffnung fallen kann. Dieses Läpplein ist sehr beweglich, und faltet sich sehr dünne zusammen, so daß, indem es über der Oeffnung zittert, die allersubtilesten und angenehmsten Töne hervorgebracht werden. Dieses kleine Exempel mag genug seyn, beyläufig gezeiget zu haben, und ohne sich in eine umständliche zergliederte Untersuchung einzulassen, wie viel wunderns würdige Kunst an denen inneren Theilen des menschlichen Körpers sey. Dieser Canal, welchen ich ietzo beschrieben habe, ist viel vollkommener als alle andere musicalische Instrumente. Und alle diese haben keine Vollkommenheit an sich, als in so ferne sie denselben nachzuahmen sich befleißen.

XXXXI.

XXXXI. Vom Geruch, Geschmack und Gehöre.

Wer ist im Stande die künstliche Einrichtung der Werkzeuge, vermittelst welcher der Mensch den Geschmack und den unzählichen Geruch der Körper unterscheidet, zu erklären? Wie gehet es doch zu, daß mein Ohr so viele Stimmen zugleich auf einmal höret, ohne dieselben zu verwechseln, und daß die Töne mir eine so deutliche und lebhafte Annehmlichkeit hinterlassen, von dem, was sie gewesen seyn, wenn sie auch nicht mehr gehöret werden? Mit was vor Fleiß hat der Schöpfer, welcher unsern Leib gemacht hat, unsern Augen einen weichen und biegsamen Umschlag gegeben, um sie zuschließen zu können; und warum hat er unsere Ohren hingegen offen gelassen? Das ist deswegen geschehen, sagt Cicero, weil unsere Augen sich vor dem Lichte zuthun müssen, damit wir schlafen können, unsere Ohren aber müssen indessen, da die Augen geschlossen seyn, offen stehen, damit sie uns Nachricht geben und durch das Geräusch aufwecken, wenn wir in Gefahr lauffen, überfallen zu werden. Wer ist der, der Himmel, Erde und Meer, die doch fast in einer unendlichen Weite von einander stehen, in einem Augenblick mir in meinen Augen vorstellet. Wie können sich in einem so kleinen Werkzeuge,

zeuge, die wahrhaftigsten Bilder von allen Gegenständen der ganzen Welt, von der Sonne bis auf das kleineste Ståublein in der schönsten Ordnung darstellen und deutlich zeigen? Das Wesen des Gehirns, welches so natürlich alle Gegenstånde, die wir, so lange wir in der Welt gewesen, nur empfunden haben, uns vorstellet, ist das nicht ein erstaunenswürdiges Wunder? Man bewundert sehr vernünftig die Erfindung der Bücher, in welchen man die Geschichte so vieler Thaten und Begebenheiten, aufbehålt, und worinnen man so viel Gedanken auf einmal beysammen lesen kann. Aber, was kann man vor eine Vergleichung anstellen zwischen dem besten Buche und dem Gehirn eines gelehrten Menschen? Das Gehirn ist gewiß eine unendlich kostbarere Sammlung, und viel schönere Erfindung als ein Buch. In diesem kleinen Behåltniß findet man sogleich, wenn man es haben will, alle Bilder, die man nöthig hat. Man ruffet sie; so kommen sie und stellen sich dar. Man schicket sie wieder fort; so verbergen sie sich, gehen, ich weiß nicht wohin, und verschwinden, um andern den Platz zu überlassen. Man machet die EinbildungsKraft im Gehirne nach Gefallen auf und zu, nicht anders wie ein Buch; Man wendet so zu sagen darinnen Blåtter um, man übersiehet es geschwinde

geschwinde von einem Ende bis zum andern auf einmal. Man hat auch gleichsam ein Register an dem Gedächtniß, welches uns den Ort anzeiget, wo sich gewisse Bilder verborgen halten. Diese unzähliche Zeichen und Merkmaale übersiehet der menschliche Geist innerlich mit einer solchen Geschwindigkeit, die unbeschreiblich ist, und es bleibet nicht das Geringste vor ihm im menschlichen Gehirn verborgen; und von allen diesen Bildern findet man gleichwohl, wenn man das Gehirn eines Menschen zergliedert und dasselbe öffnet, nicht die geringste Spur. Dieses bewundernswürdige Buch ist nichts als ein weiches Wesen, oder eine Art von einem Knaul, der von lauter zarten Fäden zusammen gewickelt ist. Welche Hand hat in dieser so unförmlichen Masse so künstliche und vollkommene Bilder verbergen können?

XXXXII. Von der Größe und dem Verhältniß, welches der menschliche Körper unter sich hat.

So siehet der menschliche Körper aus, wenn man ihn obenhin ansiehet. Ich lasse mich in keine umständlich anatomische Erzehlung ein: denn mein Vorsatz ist nur, die Kunst in der Natur zu zeigen, welche man blos durch das Anschauen, ohne die geringste Wissenschaft dabey zu gebrauchen, erkennet. Der menschliche

Körper könnte ohne Zweifel viel größer und viel kleiner seyn. Wenn er aber z. E. nur einen Fuß hoch wäre, so würde er von denen meisten Thieren angefallen und mit Füssen von ihnen getreten werden. Wenn er hingegen so hoch als ein großer Thurm wäre, so würden eine kleine Anzahl Menschen alle Speisen in einem Lande in kurzer Zeit verzehren. Man würde weder Pferde, noch andere lastbare Thiere finden, welche die Menschen weder tragen, noch in einer lauffenden Maschine ziehen könnten. Man würde nicht genug BauMaterialien haben, Häuser bauen zu können, die vor ihre Größe hoch genug wären. Es würden nur eine kleine Anzahl Menschen auf Erden seyn können, und auch diesen würde die meiste Bequemlichkeit fehlen. Wer ist der, der die Gestalt des Menschen nach einer so bestimmten Größe eingerichtet hat? Der Mensch allein unter allen Thieren ist es, der aufrechts auf seinen Füssen stehet. Daher kommt es, daß er einen Adel, und prächtiges Ansehen von außen hat, vor allen andern, was auf der Erden lebet. Aber es ist nicht allein seine Gestalt viel edler; sondern er ist auch stärker und viel geschickter als alle andere Thiere. Denn wenn man in etwas genau die Schwere und Größe der meisten von den allergefährlichsten Thieren untersuchet; so wird man finden, daß viel mehr

Materie zu ihren Körpern ist, als zu den Körper des Menschen, und doch hat ein gesunder Mensch vielmehr Stärke des Leibes, als die meisten wilden Thiere. Sie sind vor dem Menschen nur in Ansehung ihrer Zähne und Klauen fürchterlich. Allein der Mensch, der an seinen Gliedern gar keine solchen starken natürlichen Waffen hat, ist mit Händen versehen, die da geschickt seyn, viel bessere Waffen zu bereiten, als die seyn, welche die Natur den Thieren gegeben hat. Also schießet der Mensch, oder fänget in seinen Netzen und zwinget die allerstärkesten und wildesten Thiere. Er weiß sie auch so gar, wenn er sie gefangen hat, zahm zu machen, und mit ihnen umzugehen wie es ihm gefällt. Er machet, daß Löwen und Tieger ihn schmeicheln müssen, und der ungeheure Elephante ihn auf sich steigen läßet.

XXXXIII. Von der Seele, die da unter allen Creaturen allein denket und urtheilet.

Aber der menschliche Körper, der da scheinet ein Meisterstuck der Natur zu seyn, ist gar nicht mit seinem andern Theile, (nemlich der Seele) zu vergleichen. Es ist gewiß: Man hat Körper, die keinen Verstand haben, und die nicht denken können. Man leget nimmermehr dem Steine keine DenkungsKraft bey, oder

einem Holze, und Metalle, die doch wahrhaftige Körper seyn. Es ist eben so natürlich zu glauben, daß die Materie nicht denket noch denken kann, daß der Mensch, wenn er nicht etwa vorhero von einer andern Meinung eingenommen ist, sich nicht des Lachens enthalten kann, wenn man ihm weiß machen will, daß die Thiere nur blose Maschinen wären, weil er nicht begreiffen kann wie bloße Maschinen eine solche Erkenntniß haben könnten, dergleichen er doch bey denen Thieren wahrgenommen haben will. Er siehet, daß das eben so gespielt ist, als wenn die Kinder mit ihren Puppen sich unterreden, wenn man blosen Maschinen eine Denkungs-Kraft beyleget. Daher kommt es, daß auch die Alten, die nichts für etwas würkliches hielten, das nicht ein Körper war: Nichtsdestoweniger zu behaupten sich angelegen seyn ließen, daß die menschliche Seele aus einem fünften Element, oder einer Art von Quint-Essenz gemacht seyn sollte, die keinen Nahmen habe, die da hier auf Erden ganz unkenntbar, die allein ganz unzertrennlich, unveränderlich, ganz himmlisch, und göttlich wäre; Eben darum, weil sie nicht begreiffen konnten, daß eine irrdische Materie von den Elementen genommen denken, und sich selbst erkennen könnte. Aristoteles hält dafür, es wäre

eine gewisse fünfte Natur, woraus die Seele entstanden sey: Denn, Denken, Vorsehen, Lernen, Lehren, ... wäre keines von den vier Arten der Elemente, sondern er giebt ein fünftes an ohne Nahmen. Vid. CIC. *Tusc. Quaest. Lib. I.*

XXXXIIII. Warum kein Materialisches Wesen denken könne.

Aber es mag ein jeder hierinne glauben, was er will, und eine jede philosophische Secte kann hiervon ihre besondere Meinung haben. Siehe, hier sind zwey Dinge, davon man das eine erwehlen muß, und welches auch kein Philosoph vermeiden kann. Entweder die Materie kann für sich denken ohne daß etwas anders darzu kommt, oder die bloße Materie kann für sich ganz und gar nicht denken, sondern das, was in uns denket, muß ein ganz besonderes und von der Materie unterschiedenes Wesen seyn, welches aber doch mit derselben auf das genaueste vereiniget ist. Wenn die Materie an sich im Stande ist, Gedanken zu formiren, ohne daß etwas anderes darzu erforderlich ist; so muß man zum wenigsten zugeben, daß nicht alle und jede Materie denket, und daß eben dieselbe Materie, die da heute denket, vor funfzig Jahren nicht gedacht hat. Z. E.

die

die Materie zu dem Körper eines jungen Menschen, hat doch zehen Jahr vor seiner Geburt nimmermehr gedacht? Man muß also sagen, es kann die Materie die Kraft zu denken, durch eine gewisse Einrichtung und Bewegung solcher Theile, daraus sie bestehet, erlangen. Lasset uns z. E. die Materie eines Steines nehmen, oder eines Sandhauffens. Dieser Theil von Materie denket gewis auf keine Weise. Um nun zu machen, daß diese Materie zu denken anfänget, muß man sie und alle ihre Theile in gewisse Grade bilden, in Ordnung stellen, und bewegen. Wer ist aber der, der da mit solcher Ordnung die Einrichtung, die Bewegung, die Stellung eben in diesem und keinem andern Grade, einzurichten gewußt hat, daß, wenn etwas drüber, oder drunter wäre, die Materie durchaus nicht denken würde? Wer ist der, der alle diese, so ordentliche bestimmte Einrichtung in eine schlechte und ungestalte Materie geleget hat, um daraus den Körper eines Kindes zu bilden, und dasselbe nach und nach vernünftiger zu machen? Wenn man aber im Gegentheil saget, die Materie könne nicht denken, ohne daß etwas anderes darzu komme, und daß ein anderes Wesen seyn müsse, welches sich mit ihr vereinige: so frage ich, was wird das wol für ein ander Wesen seyn,

welches denket, da indessen die Materie, mit der es vereiniget ist, nichts thut, als sich nur beweget? Man siehet also hier zwey unterschiedene Naturen. Die eine kennen wir nur nach ihrer Gestalt, und daß sie beweget wird von einem Ort zum andern: Von der andern erkennen wir nur so viel, daß sie etwas erfinden, verstehen und darüber Schlüsse machen kann, keine derselben giebt einen Begriff von der andern, und die Begriffe von beyden haben mit einander nichts gemein.

XXXXV. Von der Vereinigung der Seele und des Leibes, davon GOtt allein der Urheber seyn kann.

Woher kommt es nun, daß zwey einander so ungleiche Wesen so genau mit einander in dem Menschen zusammen verbunden seyn? Woher kommt es, daß auf die Bewegungen des menschlichen Leibes so geschwind, und so unleugbar, gewisse Vorstellungen in der Seele entstehen? Woher kommt es, daß die Gedanken der Seele hinwiederum so geschwind und so richtig gewisse Bewegungen in dem Körper verursachen? Woher kommt diese so übereinstimmende Gemeinschaft, welche sechzig bis achtzig Jahre dauret ohne einige Unterbrechung? Woher kommt es, daß die Zusammenfügung

und Vereinigung dieser beyden Wesen von so verschiedenen Würkungen, ein so richtig zusammengesetztes Ganze ausmachen, wovon viele Menschen fast glauben, daß es nur einfach sey? Welche Hand hat diese beyde höchstverschiedene Dinge so zusammen vereinigen können? Gewiß, sie sind nicht von sich selbst so zusammengefüget worden. Die Materie hat kein Vermögen mit dem Geiste oder der Seele eine Verbindung zu machen; Denn diese hat vor sich selbst weder Gedanken noch Willen, um Bedingungen machen zu können. Hingegen kann sich auch der Geist nicht erinnern mit der Materie einen solchen Bund aufgerichtet zu haben, und er würde sich auch nicht diesem Vergleich unterwerfen, wenn er ihn etwa vergessen hätte. Hätte er sich freywillig entschlossen, der Materie sich zu unterwerfen, so würde er dieses nicht eher thun, als wenn er sich daran erinnerte und wenn es ihm gefiele. Indessen ist gewiß, daß die Seele, sie mag wollen oder nicht, an dem Körper hanget, und daß sie sich nicht von demselben trennen kann, wenn sie nicht die Werkzeuge des Körpers durch einen gewaltsamen Tod zernichten will. Ueberdieß, wenn auch der Geist sich selbst freywillig der Materie unterwürfe so würde doch nicht folgen, daß die Materie hinwiederum dem Geiste unterworfen seyn

müßte. Der Geist würde zwar würklich denken, wenn der Leib gewisse Bewegungen machte: aber der Leib würde nicht gezwungen seyn hinwiederum gewisse Bewegungen zu empfinden, sobald der Geist gewisse Gedanken formirte. Nun aber ist es gewiß, daß diese Unterwerfung unter beyden gleich ist. Es ist nichts so unumschränkt, als die Herrschaft des Geistes oder der Seele über den Leib. Will der Geist etwas, so stellen sich alle Glieder des Leibes in Ordnung und bewegen sich im Augenblick, als wenn sie durch die stärkste Maschine getrieben würden. Es ist aber auch nichts so deutlich als die Macht des Leibes über den Geist. Der Leib beweget sich, und alsobald siehet sich der Geist genöthiget, gewisse, entweder angenehme, oder verdrießliche Gedanken zu haben nach der Verschiedenheit der Gegenstände. Welche Hand, die über diese beyden so verschiedene Wesen gleiche Macht hat, hat ihnen beyden dieses Joch auflegen, und sie in einer solchen regelmäßigen und so unverletzlichen Gemeinschaft erhalten können? Will man sagen, es kommt dieses von ohngefehr? wir wollen es annehmen; Allein verstehet man auch, was man saget, und wird man dasselbige andern können verständlich machen? Hat das Ohngefehr die Theile des Leibes durch eine Zusammenstoßung der Stäublein

lein oder der Atomen mit der Seele verbunden? Wenn die Seele sich also mit den Theilen des Leibes vereinigen kann; so muß sie selbst Theile haben, und folglich ein wahrhaftiger Körper seyn, in welchem Fall wir wiederum auf die erste Antwort kommen, die ich schon widerleget habe. Wenn hingegen die Seele keine Theile hat; so kann auch nichts dieselbe mit den Theilen des Leibes verbinden, und kann auch nichts von ohngefehr geschehen dadurch sie mit denenselben vereiniget wird. Kurz, ich komme wieder auf diese Dinge, wovon man eines erwehlen muß. Denn ist die Seele und der Leib nur ein von der Materie zusammengesetztes Ganzes, woher kommt es, daß diese Materie, welche gestern nicht dachte, heute zu denken angefangen hat? Wer ist der, der ihr dasjenige gegeben hat, was sie erst nicht hatte, und welches viel edler ist, als sie selbst, so lange sie ohne Gedanken ist? Der, welcher ihr die Gedanken giebet, sollte der nicht selbst denken können? und wie würde er dem Körper dieselben geben können, wenn er selbst keine hätte? Wir wollen einmal annehmen, daß die Gedanken durch eine gewisse Bildung, durch eine gewisse Stellung und durch einen gewissen Grad der Bewegung, dadurch alle die materialischen Theilgen beweget würden, ent-

stünden: welcher Künstler hat alle diese so ordentliche und so bestimmte Zusammenfügung treffen konnen, um eine denkende Maschine zu machen? Wenn aber hingegen die Seele, und der Leib, zwey verschiedene Naturen seyn: welche hohe Macht hat diese beyden Naturen zusammen binden können, da die Seele selbst nichts dabey gethan hat, und nicht einmal weiß, wie diese Vereinigung gemacht worden ist? wer ist demnach der, welcher mit so unumschränkter Herrschaft, dem Leibe so wol, als der Seele befiehlet eine Einigkeit unter sich zu halten, und der da eine Art einer unbegreiflichen Regierungs-Form unter ihnen aufgerichtet hat?

XXXXVI. Die Herrschaft der Seele über den Leib ist unumschränket.

Bemerket, daß die Herrschaft meiner Seele über meinen Körper in gewissen Dingen ganz unumschränket ist, indem mein bloser Wille ohne Mühe und ohne Vorbereitung vermögend ist, auf einmal unmittelbar inallen Gliedern meines Körpers, Bewegungen zu machen, und zwar nach den Regeln der Mechanik. Faßt eben so, wie die Schrift uns GOtt vorstellet, der da bey der Schöpfung der Welt, sprach, es werde Licht und es ward Licht; also geschiehet auf gleiche Art, durch ein einziges innerliches

liches Wort meiner Seele, ohne Bemühung, und ohne weitere Vorbereitung, das, was sie will. Ich sage z. E. bey mir selbst blos auf eine so innerliche und sehr geschwinde Weise: mein Körper bewege sich: und er beweget sich alsobald. Nach diesem bloßen innerlichen Willen bearbeiten sich alle Theile meines Leibes, den Augenblick sind alle Nerven ausgespant, alle innerliche Bewegungskraft eilet etwas beyzutragen, und die ganze Maschine gehorchet, gleich als ob ein jedes Glied und unsichtbares Gefäß eine höchstgebietende und allmächtige Stimme hörete und verstünde. Das ist ohne Zweifel eine recht unmittelbare, und würksamste Macht, die man sich nur vorstellen kann. Es giebt kein einziges anderes Exempel weiter in allen Wesen, welche uns nur immer bekannt seyn. Und das ist eben dieselbe Gewalt, dergleichen die Menschen, so von dem Daseyn GOttes überzeuget seyn, demselben über die ganze Welt beylegen. Soll ich denn meinem schwachen Geiste, oder vielmehr der Macht, die derselbe über meinen Leib hat, von dem er doch so unterschieden ist, das zu schreiben? Werde ich glauben, daß mein Wille diese so große Macht von sich selbst habe, der doch sonst so schwach und unvollkommen ist? Allein woher kommt es, daß meine Seele unter

so vielen Körpern diese Macht nur über einen einzigen hat? Denn kein einiger anderer Leib beweget sich nach seinem Willen. Wer hat ihr diese Macht über einen Leib gegeben, die sie doch sonst über keinen weiter hat? Will man sich nochmals unterstehen, uns wieder auf das Ohngefehr zu verweisen?

XXXXVII. Die Herrschaft der Seele über den Körper ist nicht nur unumschränket, sondern auch blind.

Diese Herrschaft der Seele über den Leib, welche so unumschränket ist, ist auch zugleich blind und ohne Bedacht. Der allereinfältigste Bauer weiß seinen Leib so wol zu bewegen als der beste Philosoph, der die Anatomie noch so gut verstehet. Die Seele eines Bauers befiehlet seinen Nerven, Musceln und Flechsen, die er gar nicht kennet, und davon er niemals hat reden hören. Er findet dieselben, ohne daß er weiß, wo sie liegen, und ohne sie unterscheiden zu können. Er bedienet sich allemal dererjenigen, welche er brauchet, und er nimmt niemals eine für die andere. Ein Seil-Tänzer thut nichts mehr, als daß er nur will, und im Augenblick lauffen die Lebens-Geister mit der heftigsten Geschwindigkeit in ihm dahin, wohin sie sollen, bald in diese, bald in andere Nerven.

Alle

Alle diese Nerven dehnen sich aus, und lassen sich zu rechter Zeit wieder zusammen. Fraget ihn, welches diejenige sey, die er in Bewegung gesetzet hat, und wodurch er ihnen, sich zu bewegen, befohlen hat? er wird das selbst nicht begreiffen können, worauf er euch antworten soll. Er weiß ganz und gar nicht, was er für innerliche Bewegung in seiner Maschine gemacht hat. Ein Lautenist, der die Saiten auf seinem Instrumente vollkommen kennet, die er mit seinen Augen siehet, und eine nach der andern mit seinen Fingern berühret, vergreifft sich doch zu weilen. Allein die menschliche Seele, die da die Maschine des menschlichen Leibes regieret, bewegzt zu rechter Zeit ein jedes Glied, ohne sie zu sehen, ohne sie zu unterscheiden, und ohne, daß sie die Figur, Lage, Beschaffenheit und Stärke derselben weiß, und irret sich niemals darinne. Welch Wunder! meine Seele befiehlet dem, das sie nicht kennet, und welches auch selbst keine Erkenntniß hat; und es gehorchet ihr richtig. Welche Blindheit! welche Macht! dabey der Mensch ist der Blinde: allein woher kömmt die Macht? wem wollen wir dieselbe zuschreiben, wenn wir sie nicht dem zuschreiben, der da siehet was der Mensch nicht siehet, und der in ihm würket, was sonst nicht in seinem Vermögen stünde. Meine Seele hat den

Wil-

Willen die Körper, die um sie herum seyn, und die sie sehr deutlich kennet, zu bewegen, und es beweget sich keiner. Sie kann nicht das kleineste Stäublein, durch ihren Willen oder Gedanken, ausser sich bewegen. Die höchste Macht hat ihr nur einen einzigen Leib zu ihrem Eigenthume gegeben. Was diesen Leib anlanget, kann sie thun, was sie will, und alle innerliche bewegende Kraft dieser Maschine, die ihr unbekannt ist, beweget sich zu rechter Zeit und bearbeitet sich ihr zu gehorchen. Der heilige Augustinus hat in seinen Anmerkungen dieses vollkommen ausgedrucket: *Die innerlichen Theile unseres Leibes, spricht er, können nicht leben ohne die Seele; Aber unsere Seele beweget sie leichter als daß sie dieselbe kennet... Die Seele kennet den Leib, der ihr doch unterworfen ist, gar nicht... Sie weiß nicht, warum sie die Nerven beweget, als blos, weil es ihr gefällt; sie weiß nicht, warum hingegen die Schlagung der Puls-Adern ohne Unterbrechung fortgehet, wenn sie es auch nicht wollte. Sie weiß nicht, welches der vornehmste Theil des Leibes ist, den sie unmittelbar regieret, und durch welchen hernach alle andere Glieder beweget werden... Sie weiß gar nicht, warum sie empfindet, wenn es auch*

wieder

wider ihren Willen ist, und doch die Glieder nur allein beweget, wenn es ihr gefället. Sie ist es, die alles das im Leibe thut, was nur in demselben vorgehet. Woher kommt es, daß sie weiß, weder das, was sie machet, noch wie sie es machet? Diejenigen, welche die Anatomie studiren, sagt dieser seelige Vater, lernen von andern, was in ihnen vorgehet, und durch sie selbst verrichtet wird. Warum, spricht er, brauche ich keine gelehrte Vorlesung, um zu lernen, daß am Himmel, der so erstaunend weit von mir ist, eine Sonne und Gestirne sich befinden: Und warum brauche ich einen Lehr-Meister, der mich lehret, wo diese Bewegung in meinem Leibe entstehet? . . Wenn ich nur meinen Finger bewege, so weiß ich nicht, wie dasselbe zugehet, ohngeachtet ich es doch selbst thue. Wir streben so sehr nach Wissenschaften, und kennen uns selbst nicht.

XXXXVIII. Die Herrschaft der Seele über den Leib zeiget sich vornehmlich in denen Bildern, welche in meinem Gehirn formiret werden.

Man kann, in Wahrheit, die unumschränkte Herrschaft der Seele über die körperlichen Werkzeuge, die sie selbst nicht kennet, und

und die sie doch beständig brauchet, ohne sie unterscheiden zu können, nicht genug bewundern. Diese Herrschaft zeiget sich vornemlich in Absicht der Bilder, die in unserem Gehirn eingedrucket werden. Ich kenne alle Dinge der Welt, welche meine Seele seit so vielen Jahren her empfunden hat. Ich habe davon die deutlichsten Bilder, die mir dieselbigen vorstellen, so daß es ist, als ob ich das, was auch nicht mehr ist, würcklich noch sähe. Mein Gehirn ist wie ein gemahltes Zimmer, deßen Gemählde sich nach Belieben des Haus-Wirthes in Ordnung stellen, und sich bewegen. Die Mahler sind mit aller ihrer Kunst nicht im Stande, so was nachzuahmen. Was die Bilder selbst anbetrifft in meinem Kopfe; so sind dieselben nach dem Leben, daß ich, so bald ich sie betrachte, alle Fehler, welche die Mahler in ihren Bildern gemacht haben, gewahr werden und sie bey mir selbst in meinen Gedanken verbessern kann. Diese Bilder, die da viel lebhafter, als die Meister-Stücke der besten Mahler, eine Sache vorstellen, drücken sich in mein Gehirn ohne alle Kunst? Ist es ein Buch, dessen Buchstaben sich alle von sich selbst in Ordnung gestellet haben? Ist es aber eine Kunst, so kömmt sie nicht von mir her. Denn ich finde eine Sammlung Bilder in mir, an die ich weder

gedacht,

gedacht, daß sie möchten eingedrucket, noch in Ordnung gestellet werden! Ferner alle diese Bilder kommen mir vor, wenn mir es beliebet, und verschwinden auch wieder, ohne die geringste Verwirrung unter sich zu verursachen. Ich ruffe sie wieder: so kommen sie. Ich schicke sie wieder fort: so verbergen sie sich, ich weiß nicht wo. Sie versammlen sich, oder zertheilen sich, nachdem es mir beliebet. Ich weiß nicht, wo sie bleiben, noch was sie sind. Indeßen sind sie allemal bereit. So viele alte und neue Bilder, die sich wieder von neuen darstellen, sich zusammenfügen und wieder von einander theilen, gerathen doch niemals in die geringste Verwirrung. Wenn sich einige nicht gleich bey dem ersten Befehle mir vorstellen, so bin ich doch gewiß versichert, daß sie nicht weit entfernet seyn. Sie müssen etwa in einem gewissen Winkel verborgen liegen. Ich weiß sie nicht etwa so, wie Sachen, die mir gar nicht bekannt seyn: sondern ich weiß nur nicht deutlich genug, was ich suche. Wenn sich nun ein ander Bild, statt dessen, welches ich suche, mir vorstellet; so schicke ich dasselbige ohne Anstand wieder fort, indem ich zu ihm sage: du bist das nicht, welches ich jetzund brauche. Allein, wo sind denn aber die halb vergessenen Bilder? Sie sind gegenwärtig in mir, so daß

ich sie finden kann, wenn ich sie suche. Endlich aber wie sind sie doch in mir, weil ich sie so lange vergebens suche? Wo sind sie hin? Ich bin nicht mehr dasjenige was ich war, sagt der seelige Augustinus, da ich an das dachte, was ich jetzt nicht habe finden können. Ich weiß nicht, fährt der seelige Vater fort, wie es zugehet, daß ich mir selbst so unbewußt, und meiner beraubet bin; Ich weiß nicht, wie das zugehet, daß ich hernach gleichsam zu mir gerufen werde und wieder zu mir selbst komme. Ich bin, wie ein fremder Mensch, und ganz außer mir, wenn ich das nicht finde, was ich meinem Gedächtniß anvertrauet hatte. Wir können alsdenn sogar nicht zu uns selbst kommen; wir sind, als wenn wir fremde, und weit von uns selbst entfernet wären. Wir finden uns auch nicht eher wieder, als wenn wir das antreffen, was wir suchen. Aber wo ist das, das wir suchen, als eben in uns selbst? Und was suchen wir anders als uns selbst? Ueber einen solchen tiefen Abgrund erstaunen wir! Ich erinnere mich das deutlich gewußt zu haben, was ich ietzt nicht mehr weiß. Ich merke, daß ich mich selbst vergesse. Ich rufe die Bilder derer Personen von einem jeden Lebens-Alter,

wor-

worinnen ich sie ehemals gesehen habe. Eben diese Bilder von diesen Personen gehen mir vielmals in meinem Kopf herum. Anfänglich sehe ich sie, wie sie ein Kind gewesen, hernach da sie ein Jüngling war, und endlich als einen Greis. Eben das Gesichte bilde ich mir einmal vor mit Runzeln, und hernach stelle ich mir es vor in seiner annehmlichen JugendGestalt. Ich verbinde das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch ist, ohne die geringste Unförmlichkeit daran zu machen. Ich behalte in mir, ich weiß selbst nicht welches eines um das andere, mir ist, und zeiget alles, was ich so lange ich auf der Welt bin, gekannt habe. Aus diesem unbekannten Schatze erinnere ich mich aller wohlriechenden Dinge, aller angenehmen Uebereinstimmung, aller Farben, alles Geschmackes, allerley Graden und Arten des Lichtes, aller Farben und deren Schattirung, und endlich aller Gestalten und Figuren, welche meinen Sinnen jemals vorgekommen, und meinem Gehirne, so zu sagen, anvertrauet seyn. Ich erneuere, wenn es mir gefället, die Freude, die ich vor dreyßig Jahren empfunden habe. Sie kommt wieder: aber mannichmal ist sie nicht mehr die nemliche; sie kommt wieder: aber ohne mich zu erfreuen. Ich erinnere mich, daß mir recht wohl gewesen, und indem ich mich

daran erinnere, ist mir nicht wohl. Ein andermal kann ich mir die alten Schmerzen und Betrübniß wiederum vorstellen. Sie stellen sich gegenwärtig ein, denn ich fühle deutlich, daß sie eben die nemlichen seyn, die es ehemals waren: ich empfinde ihre Bitterkeit und schmerzhaftes Wesen, das ich ehemals gefühlet habe: aber sie sind nicht mehr eben dieselben, sie beunruhigen mich nicht mehr, sie sind schon verschmerzet: ich sehe alle ihre Heftigkeit und Schärfe, und empfinde diese doch nicht, oder wenn ich sie empfinde, so ist es nur die Vorstellung von denenselben, und die Vorstellung der vorhergehenden empfindlichen Schmerzen ist nur ein bloses Spiel. Das Bild der vergangenen Schmerzen erfreuet mich, ich habe sogar ein Vergnügen darüber: eben so, wie ein tugendhaftes Herz sich betrübet über die Vorstellung der unordentlichen ehemals sich gemachten Lust. Sie ist ihm gegenwärtig: denn sie zeiget sich mit alle dem, was sie Annehmliches gehabt hat; allein sie ist nicht mehr dieselbe, denn wenn sie den Menschen wieder in Sinn kommt, so bringet sie statt der vorigen Freude lauter Mißvergnügen.

XXXXVIIII. Zwey Wunder an dem Gedächtniß und dem Gehirn.

Man siehet also hier zwey gleich unbegreifliche Wunder: Eines, daß mein Gehirn die Art

eines

eines Buches hat, worinnen eine fast unendliche Zahl Bilder und Figuren befindlich sind, und zwar in der schönsten Ordnung, die ich niemals gemacht habe, und die auch das Ohngefehr nicht hat machen können: denn ich habe niemals an etwas weniger gedacht, als etwas in mein Gehirn zu schreiben, oder Bilder darinnen in Ordnung zu stellen, noch Abzeichnungen in demselben zu machen. Ich habe nur an die Empfindung der Gegenstände gedacht, wenn sie meine Sinnen gerühret haben. Das Ohngefehr hat noch viel weniger ein solches WunderBuch machen können. Alle menschliche Kunst ist viel zu unvollkommen, zu einer solchen hohen Vollkommenheit jemals zu gelangen. Welche Hand hat es demnach verfertigen können?

Das andere Wunder, welches ich in meinem Gehirn antreffe, ist, daß mein Geist oder Seele mit der größten Fertigkeit alles dasjenige in diesem innerlichen Buche lieset, was ihm zu wissen beliebet. Er lieset die Buchstaben, die er nicht einmal kennet. Ich habe dieselben niemals in mein Gehirn eingeprägt gesehen, und die Eigenschaft meines Gehirnes selbst, die da, so zu reden, wie das Papier eines Buches ist, ist mir gänzlich unbekannt. Alle diese unzähliche Zeichen und Buchstaben mischen sich in demselben, und stellen sich hernach wieder in

Ordnung, wenn ich es haben will. Ich habe eine fast göttliche Macht über ein Werk, das ich gar nicht kenne, und welches auch selbst aller Erkenntniß unfähig ist. Das, was nichts verstehet, verstehet doch meine Gedanken, und führet sie in einem Augenblicke aus. Die Gedanken des Menschen haben keine Macht über andere Leiber. Ich sehe dieses, wenn ich die ganze Natur betrachte. Es ist nur ein einziger Leib, welchen mein bloser Wille, gleich als wenn er göttlich wäre, beweget, und er beweget auch alle die zartesten innerlichen Gliede: daran, ohne daß er sie kennet. Wer ist der, der diesen Willen so mit diesem Leibe vereiniget hat, und ihn eine solche Herrschaft über denselben gegeben?

L. Der Verstand des Menschen ist von hoher und groser Einsicht, dabey aber auch mit Schwachheiten umgeben.

Seine Hoheit bestehet sonderlich in zwey Stücken: Einmal hat die Selee einen Begriff von der Unendlichkeit. Nun wollen wir diese Anmerkungen mit einer kurzen Betrachtung über die wahre Beschaffenheit unserer Seele beschließen. Ich finde in meinem Verstande eine unbegreifliche Mischung von Hoheit und Schwäche. Seine Hoheit und Vortreflichkeit ist wahrhaftig, und keine blose Einbildung.

Er stellet mir ohne die geringste Verwirrung das Vergangene mit dem Gegenwärtigen dar, und dringet mit seinem VernunftsSchlusse bis in das Zukünftige. Er hat eine Vorstellung von Körpern und Geistern. Ja er hat sogar einen Begriff von der Unendlichkeit. Denn er kann sagen, was derselben beyzulegen ist, und was ihr nicht zukommet. Saget einmal zu ihm, ein unendliches Wesen sey dreyeckigt: er wird euch alsobald antworten, daß das, was keine Grenzen hat, auch keine Figur haben kann. Befehlet ihm, daß er euch die erste Einheit bestimmen soll, welche eine unendliche Zahl ausmachet: er wird euch alsobald antworten, daß kein Anfang noch Ende, noch Zahl in dem Unendlichen statt habe, denn, wenn man eine erstere oder letztere Einheit bestimmen könnte, so könnte man auch an diese noch eine andere hinzufügen, und folglich die Zahl vermehren. Aber eine Zahl kann nicht unendlich seyn, zu welcher man noch etwas hinzu thun, und deren Ende man bestimmen kann, allwo sie einen Zuwachs anzunehmen vermag.

LI: Der Verstand hat einen Begriff von dem Endlichen, weil er sich eine Vorstellung von dem Unendlichen machen kann.

Mein Verstand erkennet auch das Endliche eben dadurch, weil er weiß, was unendlich ist.

Wer einen kranken Menschen nennet, der nennet zugleich einen Menschen der keine Gesundheit hat. Wer saget: dieser Mensch ist schwach, will dadurch andeuten, daß der andere keine Stärke habe. Man kann sich die Krankheit nicht anders vorstellen, als daß sie eine Beraubung der Gesundheit ist, indem man sich die Gesundheit als ein wahrhaftes Gut vorstellet, dessen ein Kranker beraubet ist. Man kann sich keinen Begriff von der Schwäche machen, als wenn man sich die Stärke als einen würklichen Vortheil vorstellet, welche ein solcher schwacher Mensch nicht hat. Man kann sich keine Vorstellung von der Finsterniß machen, welche nichts würkliches ist, als wenn man davon leugnet, und sich darbey das Licht des Tages vorstellet, welches würklich etwas ist, und ein Wesen hat. Eben so kann man sich von dem Endlichen keinen Begriff machen, als wenn man ihm ein Ende und Grenzen setzet, welches nichts anders als eine blose Verneinung ist, daß die Sache nicht größer sey, noch einen weitern Umfang habe. Dieses ist demnach nur eine blose Verneinung, diese Sache sey nicht unendlich. Man könnte sich niemals etwas, das nicht unendlich ist, vorstellen, wenn man nicht das Unendliche selbst begreiffen könnte: Gleichwie man sich nicht würde die Krankheit

vor-

vorstellen können, wenn man keinen Begriff von von der Gesundheit hätte, davon jene nichts ist als eine Beraubung von dieser. Woher haben wir denn aber den Begriff des Unendlichen?

LII. Zum andern sind die Begriffe des Verstandes allgemein, ewig, und unveränderlich.

O wie groß ist der Verstand des Menschen? Er hat etwas in sich, worüber er selbst erstaunet, und worinnen er sich selbst unendlich weit übertrifft. Seine Vorstellungen sind allgemein, ewig und unveränderlich. Denn wenn ich sage: Es ist unmöglich seyn, und auch zugleich nicht seyn: das Ganze ist größer, als ein Theil davon, eine vollkommene ZirkulLinie hat keine gerade Theile: zwischen zweyen gegebenen Punkten ist die gerade Linie die kürzeste: der MittelPunkt eines vollkommenen Zirkuls ist gleich weit entfernet von allen Punkten des Umkreises: ein Triangel von gleichen Seiten hat weder einen stumpfen noch geraden Winkel. Alle diese Wahrheiten leiden keine Ausnahme. Es wird niemals eine Linie, Zirkul oder Triangel gewesen seyn, die nicht nach diesen Regeln eingerichtet gewesen wären. Diese Regeln bleiben allezeit, oder besser zu sagen, sie sind zu allen Zeiten gewesen, und werden ferner von immerwährender Dauer seyn. Wenn auch die Welt sich

umkehrete und zernichtet würde, ja, wenn kein Verstand mehr wäre, der da nachsinnen könnte uber das Wesen der Dinge, über Linien, über Zirkel und über Triangeln; so wird es doch eine gleiche Wahrheit an und vor sich selbst bleiben: daß eine Sache nicht zugleich seyn und nicht seyn kann: daß ein vollkommener Zirkel keinen Theil einer geraden Linie haben kann: daß der Mittel-Punkt eines vollkommenen Zirkels auf der einen Seite des Umkreises nicht grösser seyn kann, als auf der anderen. Es könnte zwar kommen, daß man nicht eben würklich auf diese Wahrheit denket, und man kann sich einbilden, daß weder die Welt, noch jemand darinnen wäre der Verstand hätte, auf diese Wahrheiten zu denken; dem ohngeachtet würden doch diese Wahrheiten nicht weniger zuletzt durch sich selbst bestehen, obschon kein Verstand dieselbe erkennete noch begriffe. Eben so, wie die Sonnenstralen nicht weniger würklich seyn würden, wenn alle Menschen blind wären, und niemand Augen hätte, die diese erleuchten könnten. So gewiß als man versichert ist, daß zweymal zwey vier macht, saget der seel. Augustinus in libro 2. *de liber. arbitr.* so gewiß ist man nicht allein versichert, daß dieses wahr sey: sondern auch, daß dieser Satz allezeit

wahr

wahr gewesen ist, und in Ewigkeit wahr seyn wird. Diese Begriffe, welche wir bey uns selbst tragen, haben keine Grenzen, und es konnen auch diese nicht von ihnen zugegeben werden. Man kann nicht sagen, daß das, was ich von dem MittelPunkte eines vollkommenen Zirkels gesaget habe, nur in Absicht einer gewissen Anzahl von Zirkeln wahr sey. Dieser Satz ist durch eine augenscheinliche Nothwendigkeit bey allen Zirkeln bis in das Unendliche wahr. Diese uneingeschränkten Begriffe können sich niemals weder verändern, noch in uns ausgelöschet oder verrücket werden. Sie sind der Grund von unserer Vernunft. Es ist unmöglich, daß, wenn man sich auch noch so sehr bemühen wollte, im Ernst bey sich an dem zu zweifeln, was uns diese Begriffe auf das deutlichste vorstellen. Z. E. Ich kann niemals im Ernst zweifeln, daß das Ganze größer sey, als einer von seinen Theilen: ob der MittelPunkt eines vollkommenen Zirkels gleich weit entfernet sey von allen Punkten des Umkreises? Eben so ist der Begriff des Unendlichen in uns, wie der Begriff der Zahlen, Linien, Zirkel, des Ganzen, und eines Theils desselben. Wollte man diese Begriffe ändern, würde man nichts anders thun, als unsere Vernunft selbst zu nichts mehr machen. Nun denket,

ket, wie groß, und hoch wir sind, daß so was Unveränderliches und Unendliches in uns eingedrucket sich befindet, welches wir niemals auslöschen können. Allein damit uns eine so würkliche Hoheit und Größe nicht zum Hochmuth verleite, und wir uns gefährlich schmeicheln mögen, so lasset uns daher zugleich dabey die Augen auf unsere Schwäche richten, und dieselbe gleichfalls betrachten.

LIII. Die Schwäche des menschlichen Verstandes.

Eben diesem Verstande, welcher allezeit das Unendliche und alles Endliche nach desselben Gesetzen betrachtet, sind doch alle Gegenstände die ihn umgeben ganz und gar unbekannt. Er kennet sich selbst ganz und gar nicht. Er tappet wie ein Blinder in der äußersten Finsterniß. Er weiß weder das, was er ist, noch wie er mit dem Leibe vereiniget worden ist, und wie das zugehet, daß er so viel Macht über seinen Leib und dessen Glieder hat, den er doch nicht kennet. Er weiß seine eigene Gedanken und seinen Willen nicht. Er weiß mit keiner Gewißheit was er glaubet, noch was er will. Oftmals bildet er sich ein, er glaube und wolle, was er weder geglaubet noch gewollt hat. Er irret, und das Beste an ihm ist noch, wenn er es selbst einsiehet. Er füget den Irrthum

der

der Gedanken noch seinem verwirrten Willen bey: Er wird durch die Empfindung seiner Verderbniß zum Seufzen gebracht. Siehe, so schwach, so ungewiß, eingeschränkt und fehlerhaft ist der menschliche Verstand! Wer ist der, der da den Begriff des Unendlichen, das ist, des Allervollkommensten in ein so eingeschränktes und unvollkommenes Wesen geleget hat? Kann er sich selbst diesen so hohen und so reinen Begriff, den Begriff, welcher an sich selbst eine Art des Unendlichen vorstellet, gegeben haben? oder welch Endliches, und von ihm unterschiedenes Wesen hat ihm das geben können, was von dem, welches Grenzen hat, so sehr unterschieden ist? Wir wollen annehmen, daß der Verstand des Menschen wie ein Spiegel sey, in welchem sich alle Körper, die ihm zu nahe kommen, abmahleten: welches Wesen hat das Bild des Unendlichen in uns drucken können, wenn das Unendliche niemals gewesen ist? Wer kann das Bild eines erdichteten Gegenstandes, das gar nicht ist, und welches niemals dem Glase des Spiegels gegenüber gestanden hat, in einem Spiegel uns vorstellen? Dieses Bild des Unendlichen, ist ja kein verwirrter Haufe von endlichen Gegenständen, welche der Verstand etwa für das wahrhaftig Unendliche angenommen hat; Nein, es ist ein wahrhaftig unendlich

lich Wesen, davon wir einen Begriff haben. Wir kennen dasselbige so gut, daß wir es deutlich von alle dem, was es nicht ist, unterscheiden können, und daß auch der Scharfsinnigste nicht im Stande ist, unserem Verstande etwas anders an seine Stelle zu setzen. Wir kennen es so gut, daß wir von ihm eine jede Eigenschaft absondern, die die geringste Einschränkung zu leiden fähig ist. Endlich kennen wir es so gut, daß das Unendliche das einzige ist, wodurch wir uns das übrige alles begreiflich machen, gleich wie man die Nacht durch den Tag, und die Krankheit durch die Gesundheit, zu unterscheiden weiß.

Ferner, woher kommt ein solch groß und vortrefliches Bild? Erhält man dasselbige aus nichts? Kann ein eingeschränktes Wesen das Unendliche erfinden und uns vorstellen, wenn es nichts Unendliches ist? Unser so schwacher und unzulänglicher Verstand könnte unmöglich sich selbst dieses Bild vorstellen, wenn es kein Muster hätte, dem es gleichete. Kein äußerlicher Gegenstand aber kann uns dieses Bild vorstellen: denn sie können uns nur ein Bild geben von dem, was sie seyn, sie sind aber nur eingeschränkte, und unvollkommene Wesen. Woher nehmen wir demnach dieses so erhabene Bild, dem nichts gleichet von alle dem, was

wir seyn, und von dem, was wir hienieden auf Erden um uns herum kennen? Woher haben wir doch dasselbige? Wo ist denn dieses unendliche Wesen, welches wir nicht begreiffen können, weil es wahrhaftig unendlich ist, welches wir aber nichts destoweniger kennen, weil wir es von alle dem was geringer und schlechter ist, so wohl zu unterscheiden wissen? Wo ist denn dieses unendliche Wesen? Denn wenn es gar nicht wäre, wie könnte sich dasselbige in uns abbilden?

LIIII. Die Begriffe des Menschen sind unveränderliche Gesetze von seinem Urtheile.

Aber außer dem Begriffe von einem unendlichen Wesen, habe ich noch allgemeine und unveränderliche Begriffe in mir, welche das Gesetz von allen meinen Urtheilen seyn. Ich kann von nichts urtheilen, wenn ich diese nicht vorhero zu Rathe ziehe, und es stehet auch nicht bey mir zu urtheilen wider das, was sie mir vorstellen. An statt, daß meine Gedanken diese Regeln verbessern, oder dieses Gesetz machen könnten, werden sie selbst durch diese HauptRegel geändert, und sind ganz und gar ihrem Ausspruch unterworfen. Ich mag mich auch so sehr bemühen, als ich nur will, so kann ich doch niemals (wie ich bereits bemerket

ket habe), so viel bewürken, daß mein Verstand im Ernst zweifeln sollte, daß zwey mal zwey nicht viere sind: daß das Ganze nicht größer sey als dessen Theil: und daß der MittelPunkt eines vollkommenen Zirkels nicht gleich weit abstünde von allen Punkten des Umkreises. Es stehet mir nicht frey diese Sätze zu verneinen, und wenn ich diese, oder andere dergleichen Wahrheiten leugnen wollte, so habe ich etwas höheres in mir, das mich gleichsam mit Gewalt auf diese Wahrheiten führet. Dieses veste und unveränderliche Gesetz ist so genau mit mir verbunden, daß ich es fast von mir selbst nicht unterscheiden kann. Aber dasselbe muß etwas höheres, und über mich seyn, weil es mich ändert, und zurücke hält, und mich zum Mißtrauen gegen mich selbst beweget, und mir meine Ohnmacht zeiget. Dieser innere Lehrer unterrichtet mich alsobald, wenn ich ihm nur Gehör gebe, und ich irre nur alsdenn, wenn ich nicht auf denselbigen höre. Das, was er mir eingiebet, würde mich beständig vor Irrthum bewahren, wenn ich es nur annähme, und mich nicht übereilete. Denn diese meine Eingebung würde mich von Dingen, die mir nicht zu hoch sind, und von welchen ich ein Urtheil zu fälllen hätte, wohl zu urtheilen, lehren. Was die andern

dern Dinge anlanget; so würde sie mich lehren, daß ich von denenselben gar nicht urtheilen sollte, welche letztere Lehre eben so richtig als die erste ist. Dieses innerliche Gesetz ist eben das, was ich meine Vernunft nenne. Ich rede aber oft von meiner Vernunft, ohne die rechte Bedeutung dieses Wortes einzusehen, eben so, wenn ich rede von der Natur, und derselben innerlichem Triebe, ohne daß ich weiß, was diese Worte bedeuten.

LV. Was die Vernunft des Menschen sey?

Meine Vernunft ist wahrhaftig in mir: denn ich muß dieselbe allezeit in mir suchen, wenn ich sie finden will. Allein die höhere Vernunft, die mich allezeit, wenn es nöthig ist, ändert und zurechte weiset, und die mir allezeit Rath ertheilet, ist nicht in mir, und machet auch keinen Theil von mir aus: denn dieses Gesetz ist vollkommen und unveränderlich, ich aber bin veränderlich, und unvollkommen. Wenn ich schon irre und mich betrüge, so verlieret dieses Gesetz doch keinesweges seine Richtigkeit, sondern es kommet nur nicht zu seinem Zweck. Es verbirget sich niemals und behauptet allezeit sein Ansehen, mich wieder in vorigen Stand zu setzen, daß ich wieder zu mir selber komme. Das innerliche Gesetz ist ein

Lehrmeister, der mich schweigen und reden lehret, der da machet, daß ich etwas glaube, oder daran zweifle, daß ich meine Fehler gestehe, oder meine Meinung und gefälltes Urtheil behaupte. Wenn ich diesen Lehrer habe, so unterrichtet er mich, wenn ich aber auf mich selbst höre, so irre ich. Dieser Lehrmeister ist überall bey denen Menschen und seine Stimme lässet sich von einem Ende der Welt, bis zum andern hören, und bey allen Menschen eben so, wie bey mir. Indessen da er mich in Frankreich belehret, so unterrichtet er ebenfalls auch die Menschen in China, Japonien, Mexico und Peru durch einerley GrundSätze.

LVI. Die Vernunft ist einerley bey allen Menschen, zu allen Zeiten, und in allen Ländern.

Zwey Menschen, welche einander niemals gesehen noch einander jemals haben reden hören, die niemals mit jemanden haben so Bekanntschaft gehabt, der ihnen beyden, einerley Meinungen und Begriffe hätte beybringen können, die reden an zwey verschiedenen Enden der Erde von einer gewissen Zahl Wahrheiten, gleich als ob sie sich deswegen unter einander beredet hätten. Man weiß untrüglich zum voraus in der einen Hälfte der Welt-Kugel das, was man in der andern, auf diese

Wahrheiten antworten wird. Die Menschen aus allen Ländern, und zu allen Zeiten, sie mögen auch eine Erziehung gehabt haben wie sie wir wollen, sehen sich genöthiget, von gewissen Dingen eben so zu denken, und zu reden. Der innere Lehr-Meister, welcher uns ohne Aufhören unterrichtet, lehret uns alle auf einerley Art denken. So bald wir uns in Urtheilen übereilen und seiner Stimme nicht gehorchen, sondern uns selbst zu viel trauen; so denken und reden wir lauter verkehrte Dinge. Also ist das, was am meisten von uns, und unser Grund zu seyn scheinet, ich will sagen unsere Vernunft, am wenigsten unser eigen, sondern wir müssen es als was geliehenes ansehen. Wir nehmen ohne Aufhören, und alle Augenblicke von ausen eine höhere Vernunft ein, eben so wie wir unaufhörliche Luft in uns ziehen, welche Luft gleichwol ein fremder Körper ist, oder wie wir beständig alle nahe Gegenstände von uns, durch das Licht der Sonne sehen, deren Stralen doch nicht unser eigen, sondern fremde Körper unserer Augen seyn. Diese höhere Vernunft herrschet auf einen gewissen Punkt, mit einer unumschränkten Herrschaft, über alle Menschen, wenn sie auch nur wenig Vernunft haben, und macht, daß sie allezeit einig seyn in diesen Punkten, und

sollte es auch wider ihren Willen seyn. Sie ist es, die da macht, daß ein wilder Mensch in Canada sehr viel Sachen eben so denket und betrachtet, wie ein griechischer, und römischer Weltweiser dieselbe gedacht und betrachtet hat. Sie ist es, die da macht, daß die FeldMesser in China nach und nach eben die Wahrheiten entdecket haben, wie die in Europa, da doch diese so weit von einander entfernte Völker einander gar nicht kennen. Sie ist es, die da macht, daß man in Japanien eben so schließet wie in Frankreich, daß nemlich zwey mal zwey viere machet, und man darf nicht fürchten, daß ein Volk jemals hierinnen seine Meinung geändert habe. Eben diese Vernunft macht, daß die Menschen noch heut zu Tage über verschiedene Punkte so denken, als wie sie vor vier tausend Jahren darüber gedacht haben. Sie ist es, die da den Feindseeligsten, und Unversöhnlichsten in vielen Stücken einerley Gedanken giebt. Durch sie werden die Menschen zu allen Zeiten, und in allen Ländern, wie an einen gewissen unbeweglichen Mittelpunkt so zu sagen gebunden, und durch gewisse unveränderliche Gesetze, die man die ersten Grund-Sätze nennet, vereiniget. Aller ihrer unendlichen Veränderungen und Meinungen, die ihre Leidenschaften, Zerstreuungen, und ihr Eigen-

sinn

sinn hervorbringet, ohngeachtet. Sie ist es, die da machet, daß die Menschen, die auch durch und durch böse seyn, sich doch nicht unterstehen öffentlich den Namen der Tugend dem Laster beyzulegen, sondern sich haben genöthiget gesehen, zum wenigsten sich zu bemühen das Ansehen zu haben, als wenn sie mäßig wohlthätig wären, um sich dadurch die Hochachtung anderer Leute zu wege zu bringen. Man kann es niemals dahin bringen, daß man weder das könnte hochachten, was man wollte, noch das verachten, was man wollte. Diese dauerhaften Schranken der Wahrheit, und der Gerechtigkeit vermag kein Mensch umzureißen. Der innerliche Lehr-Meister, der die Vernunft heist, wiederstehet uns innerlich mit einer unumschränkten Gewalt. Er leidet es nicht, und weiß die aller unverschämteste Bosheit der Menschen einzuschränken. Nach einem so langen herrschsüchtigen Regiment des Lasters, wird die Tugend noch immer Tugend genennet, und dieselbe kann, auch von ihren unvernünftigsten und verwegensten Feinden, nicht ihres Namens beraubet werden. Daher kommt es, daß das Laster, ob es gleich in der Welt die Oberhand hat, doch noch dahin gebracht wird, daß es sich unter der Larve der Heucheley, oder der falschen Frömmigkeit ver-

bergen muß, um sich eine Hochachtung zu wege zu bringen, welche das Laster nicht hoffen könnte, wenn es sich offenbar zeigete. Also geben die Lasterhaften, aller ihrer unverschämten Bosheit ohngeachtet, doch eine gezwungene Tugend vor, und wollen sich mit derselben auf das beste zieren, damit sie durch dieselbe Ehre und Hochachtung, welches die Tugend verdienet, erhalten mögen. Es ist wahr, man tadelt auch tugendhafte Leute, und es haben auch in der That tugendhafte Menschen, allezeit, wegen ihrer Unvollkommenheit in diesen Leben, was an sich, das getadelt zu werden verdienet. Allein auch die lasterhaftesten Menschen können doch so weit nicht verfallen, daß sie nehmlich den Begriff der wahren Tugend in sich selbst auslöschen sollten. Es ist noch kein Mensch auf Erden gewesen, der weniger ausgerichtet hat, als der, welcher andern, ja sich selbst hat bereden wollen, daß das mehr Ehre brächte, ein Betrüger, als ein aufrichtiger Mensch zu seyn, und daß das mehr Hochachtung verdiene, unsinnig und boshaftig, als gelassen und wohlthätig zu seyn.

LVII. Die Vernunft des Menschen hanget nicht von ihm ab, sondern sie ist über demselben.

Der innere und allgemeine Lehrmeister saget

dem-

demnach täglich allen Menschen einerley Wahrheiten. Wir sind gar nicht etwa selbst der Lehr-Meister. Es ist wahr, daß wir öfters ohne demselben reden, und ihn so zu sagen überschreyen. Aber zu der Zeit irren wir, machen Fehler, und betrügen uns selbst. Wir fürchten uns gar, daß wir hernach sehen sollen wie wir uns betrogen haben, und verschließen unsere Ohren aus Furcht, wir möchten gedemüthiget werden, durch seine Unterweisung und Verbesserung. Der Mensch, der sich fürchtet, durch diese unwandelbare Vernunft, gebessert zu werden, und der sich täglich irret, wenn er derselben nicht folget, ist ohne Zweifel nicht diese vollkommene, allgemeine, und unveränderliche Vernunft selbst, die ihn auch wider seinen Willen zu rechte weisen, und bessern will. Und bey allen Dingen finden wir in uns gleichsam zweyerley Triebe. Der eine giebt, der andere nimmt an: Dem einen fehlet was, der andere ersetzet es: Der eine irret, der andere verbessert: Der eine gehet gerade nach seiner Meinung, der andere bringet ihn wieder auf den rechten Weg zurücke. Aus eben dieser übel verstandenen, und übel eingesehenen Erfahrung haben ehemals die Marcioniten und Manichäer ihren Irrthum entlehnet. Ein jeder fühlet in sich eine eingeschränkte, und un-

terworfene Vernunft, die da, so bald sie sich aus ihren Schranken begiebet, irret, und welche nicht eher kann gebessert werden, als wenn sie sich wieder einer höhern, allgemeinen, und unveränderlichen Vernunft, unterwirfet. Also träget ein jeder ein Merkmal von einer unterworfenen, eingeschränkten, fremden, und bestimmten Vernunft an sich, die da nöthig hat, beständig, von einer höhern, wieder gebessert, und auf den rechten Weg gebracht zu werden. Alle Menschen sind vernünftig, durch eine, und dieselbe Vernunft, die sich ihnen nach verschiedenen Graden mittheilet. Es giebt eine gewisse Zahl unter den Menschen, die weise sind; allein es ist nur eine einzige Quelle, woraus sie alle ihre Weisheit schöpfen, und die da das macht, was sie seyn.

LVIII. *Das ist die ewige Wahrheit selbst, die aller Verstand erleuchtet, und sich demselben mittheilet.*

Wo ist aber diese einige Weisheit zu finden? Wo ist doch die allgemeine und höhere Vernunft, die da alle eingeschränkte, und unvollkommene Vernunft des menschlichen Geschlechtes regieret? Wo ist demnach dieses Orackel, welches niemals schweiget, und wider welches alle eitele Vorurtheile der Menschen, ja

ganzer Völker nichts vermögen? Wo ist dieselbe Vernunft, welche man um Rath zu fragen täglich nöthig hat, und die uns zuvorkommt ein Verlangen in uns zu pflanzen ihre Stimme zu hören? Wo ist dieses lebendige Licht? welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, Joh. 1, 9? Wo ist dieses reine und angenehme Licht, welches nicht nur die offenen Augen erleuchtet: sondern das auch die verschlossenen Augen eröffnet, die kranken Augen heilet, und den blinden Augen das Vermögen zu sehen giebet; Ja, das da endlich ein Verlangen in uns pflanzet, durch dasselbe mögen erleuchtet zu seyn, und das sogar von denen geliebet wird, welche dasselbe zu sehen sich fürchten? Ein jedes Auge siehet es; und es würde kein einziges nichts sehen, wenn es dasselbe nicht sähe, weil man nehmlich durch dasselbe Licht, und durch die Hülfe seiner Stralen alles siehet. Gleichwie die sichtbare Sonne alle Körper erleuchtet, also erleuchtet auf eben die Art, diese Sonne, die allein mit dem Verstande gesehen werden kann, allen Verstand. Das Wesen des menschlichen Auges ist nicht das Licht selbst, sondern, das Auge borget vielmehr, alle Augenblicke sein Licht von den Sonnenstralen. Eben also ist auch mein Verstand nicht die erste Vernunft und die allgemeine,

und unveränderliche Wahrheit. Er ist nur das Werkzeug, durch welches das wahrhafte Licht gehet, und welches dadurch erleuchtet wird. Die Geister haben auch eine Sonne, welche dieselbe alle viel besser erleuchtet, als die sichtbare Sonne die Körper nur erleuchten kann. Diese Sonne der Geister, giebet uns allen mit einander nicht so wol ihr Licht, als pflanzet uns auch die Liebe ein, dasselbe zu suchen. Diese Sonne der Wahrheit wirfet keine Schatten, und erleuchtet auf einmal die ganze Welt. Sie wirfet sowol bey Tage, als Nacht, ihre Stralen auf uns hernieder. Ihre Stralen schiesen nicht etwa von ausen auf uns, nein, sondern sie wohnet in einem jeden von uns. Ein Mensch kann niemals dem andern seine Stralen rauben. Man siehet sie überall gleich scheinen, man mag auch in einem Winkel der Erden verborgen liegen, wo man nur will: Es hat niemals ein Mensch nöthig, zu dem andern zu sagen: gehe ein wenig auf die Seite, daß ich die Sonne sehen kann, du beraubest mich ihrer Stralen, du bringest mich um den Theil ihres Lichtes, der vor mich gehöret. Diese Sonne gehet niemals unter, und leidet keine Wolke, als nur etwa die, welche durch unsere Leidenschaften aufsteigen. Sie ist ein Tag ohne Nacht. Sie erleuchtet auch die Menschen, die

in den tiefsten und dunkelsten Höhlen wohnen. Es sind nur kranke Augen, die sich vor ihrem Lichte zuschließen: und doch giebet es keinen so kranken und blinden Menschen, der da nicht noch zum wenigsten nach dem Schimmer eines dunkelen Lichtes, welches ihm von der innerlichen Sonne des Gewissens übrig gelassen ist, gienge. Dieses allgemeine Licht entdecket und stellet unserem Verstande alle Gegenstände der Welt vor, und wir können lediglich nur durch seine Kraft urtheilen, gleich wie wir nicht den geringsten Körper ohne die Stralen der Sonnen zu unterscheiden vermögend sind.

LVIIII. Durch dieses Licht der ersten Wahrheit beurtheilet der Mensch das, was man ihm saget, ob es falsch oder wahr sey.

Die Menschen können mit uns viel reden, und uns viel lehren, aber wir können ihnen nur alsdenn glauben, wenn wir eine Gleichheit finden zwischen dem, was sie uns sagen, und zwischen dem, was uns der innere Lehrer saget. Wenn jene alle ihre Bewegungs-Ursachen angeführet haben; so muß man allezeit erst zu diesen gehen, um seinen Ausspruch davon zu hören. Wenn uns ein Mensch sagte, der Theil eines Dinges sey das Ganze, wovon der Theil genommen ist; so würden wir uns des Lachens nicht

enthalten können, und würden denselben verachten, statt daß er uns das überreden sollte. Wir müssen alle Wahrheiten, welche man uns lehret, das ist, was man uns äußerlich vorstellet, durch den Rath des inneren Lehrers finden. Also ist eigentlich zu reden nur ein einziger wahrhafter Lehrmeister, der uns alles lehret, und ohne welchen man nichts lernet. Die andern Lehrmeister bringen uns beständig nur in die innere Schule, wo er allein lehret und unterrichtet. Daselbst bekommen wir, was wir nicht haben. Daselbst lernen wir, was wir nicht gewußt haben. Da finden wir das wieder, was wir durch Vergessenheit verlohren haben. Es liegen gewisse Erkenntnisse und Wissenschaften in uns, so zu reden, begraben, die sich, wenn es nöthig ist, erneuern, und gleichsam wieder aufwachen. Daselbst verwerfen wir die Lügen, welche wir ehemals geglaubet haben. Anstatt, daß wir diesen Lehrmeister beurtheilen sollten; so ist er es alleine, der uns in allen Sachen unumschränket beurtheilet. Das ist ein unpartheyischer Richter, der höher, und über uns ist. Wir können unsere Ohren zwar verstopfen, um seinem Urtheil kein Gehör zu geben; aber, wenn wir ihn hören, so können wir ihm nicht widersprechen. Nichts ist dem Menschen weniger ähnlich, als dieser unsichtbare Lehrer, der ihn unter-

rich-

richtet, und so scharf und vollkommen beurtheilet. Also ist unsere eingeschränkte, ungewisse, fehlerhafte Vernunft nur das Werkzeug einer ersteren, höheren, und unveränderlichen Vernunft, durch welche sich dieselbe allen verständigen Wesen nach einer gewissen Maaße mittheilet.

LX. Die höhere Vernunft, welche ihren Sitz in den Menschen hat, ist etwas göttliches, und alles das, was wir bisher erhabenes in den Menschen wahrgenommen haben, sind offenbare Merkmaale von dem Daseyn GOttes.

Man kann nicht sagen, daß der Mensch sich die Gedanken selbst geben kann, welche er vorher nicht hatte. Man kann noch weniger sagen, daß er sie von andern Menschen empfähet, weil es ausgemacht ist, daß er weder etwas annimmt, noch von außen etwas annehmen kann, ohne in sein innerstes zu gehen, um zu sehen, ob das, was man ihm saget, mit seinen Vernunft-Gründen streite. Es ist demnach in dem Menschen eine Schule, in welcher er lernet, was er weder selbst kann, noch was ihm andere lernen können, weil sie so gut, wie er, darinnen lernen müssen. Also finde ich demnach zweyerley Vernunft in mir: die eine bin ich selbst, die andere ist über mir. Diese Vernunft, die ich selbst bin, ist sehr un-

voll-

vollkommen, indem sie hurtig, von Vorurtheilen eingenommen, dem Irrthum unterworfen, veränderlich, hitzig, unwissend, und eingeschränkt ist, so, daß sie niemals zu Hause, sondern gleichsam abwesend ist. Die andere ist allen Menschen gemein, und höher als alle Menschen. Sie ist vollkommen, ewig, unveränderlich, allezeit und an allen Orten, sich mitzutheilen bereit, und aller derer Verstand, welche sich geirret, wieder auf den rechten Weg zu bringen. Endlich kann sie niemals weder erschöpfet, noch zertheilet werden, ob sie sich gleich allen denen, welche sie nur haben wollen, mittheilet. Wo ist denn diese so vollkommene Vernunft, die so nahe bey mir, und doch so unterschieden von mir ist? Wo ist sie? Sie muß doch keine leere Einbildung, sondern etwas würkliches seyn; denn ein Nichts kann weder an sich selbst vollkommen seyn, noch unvollkommene Naturen vollkommen machen. Wo ist sie, diese höchste Vernunft? Ist sie nicht GOtt selbst, den ich suche?

LXI. **Neue deutliche Spuren und Merkmaale, von dem Daseyn GOttes in dem Menschen, welche hergenommen sind von der Erkenntniß, die derselbe von einer Einheit hat.**

Ich finde auserdem noch andere Spuren und Merkmaale von dem Daseyn GOttes in mir,

mir, davon ich hier noch ein rechtes deutliches anführen will. Ich kenne eine unbegreifliche Menge von Zahlen mit allen ihren Verhältnissen, die sie unter sich haben. Woher habe ich aber diese Erkenntniß? Sie ist in mir so deutlich, daß ich nicht daran zweifeln kann, und daß ich alsobald und ohne Anstand, einen jeden, der da in der Zusammensetzung der Zahlen fehlete, zu rechte helfen könnte. Wenn einer sagte: siebenzehen und drey machen zwey und zwanzig, alsobald würde ich sagen: nein, siebenzehen und drey machen nur zwanzig; und so dann ist dieser gleich durch seine eigene Vernunft überzeuget, und lässet es bey meiner Verbesserung bewenden. Eben der Lehrmeister, der mich antreibet ihn zu rechte zu weisen, redet auch zu gleicher Zeit ihm zu, und saget, daß er sich geben sollte. Das sind nicht zwey Lehrmeister, die sich bemühen uns beyde zu vereinigen, sondern es ist etwas untheilbares, ewiges und unveränderliches, welches zu gleicher Zeit mit unwidersprechender Beredsamkeit in uns beyden redet, und uns hiervon überzeuget. Ferner, woher bekomme ich diesen so richtigen Begriff und deutliche Vorstellung von Zahlen? Die Zahlen sind nichts als lauter wiederholte Einheiten. Eine jede Zahl ist nur eine Zusammensetzung oder Wiederholung der Einheiten. Die Zahl

Zwey

Zwey ist nichts anders als zwey wiederholte Einheiten. Die Zahl Vier bestehet aus einer viermal nacheinander gesetzten Einheit. Man kann sich demnach keine Zahl vorstellen, ohne von derselben Einheiten einen Begriff zu haben, deswegen, weil sie der wahre wesentliche Grund von allen möglichen Zahlen sind. Man kann sich keine Wiederholung der Einheiten vorstellen, ohne die Einheit selbst zu kennen, als welche der Grund davon ist. Aber, wie kommt es, daß ich mir eine würkliche Einheit vorstellen kann? Ich habe weder jemals eine gesehen, noch ist ein Bild von ihr durch die Sinnen in meine Seele kommen: denn daß ich mir das allerkleineste Sonnenstäublein vorstellen kann, kommt daher, weil dasselbe eine Figur, eine Länge, eine Breite, eine Tiefe, eine Ober- und Unter-Fläche, eine rechte und linke Seite, eine vorne die andere hinten hat, und das Oberste daran ist nicht das Unterste, und eine Seite ist nicht die andere. Dieses Stäubgen ist demnach keine wahrhafte Einheit, sondern es ist von Theilgen zusammen gesetzet. Was aber zusammen gesetzet ist, ist eine würkliche Zahl und eine Menge von Dingen, und folglich keine Einheit, sondern eine Zusammensetzung von Dingdn, davon keines das andere ist. Ich habe demnach niemals, weder mit meinen Augen, noch mit

meinen

meinen Ohren, oder Händen, noch durch meine Einbildungskraft wahrgenommen, daß es in der Natur eine würkliche Einheit gebe. Vielmehr haben meine Sinnen mir niemals etwas anders als lauter zusammengesetztes vorgestellet, und auch sonst nichts, das nicht eine würkliche Zahl, oder Menge gewesen wäre. Eine jede Einheit fliehet von mir, als durch eine Art der Bezauberung. Wenn ich also dieselbe durch die vielfältige Theilung eines Stäubleins suche, so muß ich allerdings einen deutlichen Begriff von ihr haben, und es ist blos der Begriff, welchen ich von ihr habe, durch den ich mir alle andere Zahlen vorstelle, indem ich diesen ihren Begriff immer wieder hole. Da mir nun aber diese Einheit, bey der Theilung aller Körper in der Natur, entfliehet; so folget daraus deutlich, daß ich dieselbe niemals durch meine Sinnen und Vorstellung erkennen kann. So habe ich demnach einen Begriff in mir, ohne daß derselbe durch die Sinnen, noch durch die Einbildungskraft, oder körperliche Eindrückung in meinen Verstand kommen ist. Ueberdieses, wenn ich auch selbst nicht erkennen wollte, daß ich einen deutlichen Begriff von der Einheit, (als welche der Grund aller Zahlen ist, weil dieselben nichts anders, als wiederholte Einheiten sind) in mir hätte; so muß ich doch zum wenigsten gestehen, daß ich sehr viel

Zahlen nach ihren Eigenschaften und ihren Verhältnissen, die sie untereinander haben, kenne. Ich weiß z. E. wie viel 900000000 verbunden mit 800000000. für eine Summe machen. Ich irre gar nicht, und belehre alsobald einen andern, der darinnen irret, mit völliger Gewißheit. Unterdessen haben weder meine Sinnen, noch meine EinbildungsKraft mir jemals alle diese Millionen beysammen deutlich vorstellen können. Das Bild, welches sie mir von 1700 Millionen vorstellen möchten, würde nicht größer als das Bild einer sehr kleinen Zahl seyn. Woher habe ich demnach einen so deutlichen und allgemeinen Begriff von Zahlen, die ich weder jemals empfunden, noch mir vorbilden kann? Diese Begriffe, woran die Körper gar keinen Theil haben, können weder selbst körperlich seyn, noch von einem körperlichen Wesen entstehen, und sich in demselben befinden. Sie entdecken mir nur die Beschaffenheit meiner Seele, die da auch Dinge fasset, die nicht körperlich sind. Woher habe ich einen so unkörperlichen oder geistlichen Begriff, auch selbst von Körpern? Ich kann denselben nicht durch meine Sinnen, oder durch meine Natur in mich bringen, weil das, was in mir die Körper erkennet, unkörperlich ist, und dieselben ohne die Erkenntniß, die durch die körper-

lichen

lichen Sinne kommt (nemlich durch die Empfindung und Einbildungskraft). Es muß also das, was in mir denket, von keiner körperlichen Natur seyn. Wie habe ich die Wesen können erkennen, die von Natur mit meinem denkenden Wesen keine Verwandschaft haben? Es muß demnach ohne Zweifel ein höheres, und ein von diesen zwey so unterschiedenen Naturen verschiedenes Wesen seyn, welches diese beyde Naturen in seinem unendlichen Wesen fasset, dieselben in meiner Seele vereiniget, und mir den Begriff von einer Natur, die von der, welche bey mir denket, sehr unterschieden ist, mitgetheilet hat.

LXII. Der Begriff von der Einheit beweiset, daß es Wesen giebt, die nicht materiel sind: und daß ein vollkommenes Wesen sey, welches GOtt ist.

Was die Einheiten anlanget, wird man vielleicht sagen; so erkenne ich dieselben nicht durch Hülfe des Körpers, sondern nur allein durch den Geist, oder Verstand. Und da nun also mein Geist ein einzig Wesen ist; so bekomme ich von ihm, und nicht von dem Körper, den Begriff von einer Einheit. Aber hierauf antworte ich, es wird zum wenigsten daraus folgen, daß ich eine Erkenntniß von

Wesen habe, welche nichts theilbares, noch ausgedehntes, und uns doch gegenwärtig sind. Und eben ein solches unkörperliches Wesen, ist meine Seele. Wer ist aber der, welcher sie mit meinem Leibe vereiniget hat? Diese Seele ist kein unendliches Wesen: sie ist nicht von Ewigkeit her gewesen, sie denket in gewissen Gränzen. Wer ist also der, der sie gemacht hat? Wer ist der, welcher ihr Körper zu erkennen gelehret hat, die von ihr so verschieden sind? Wer hat ihr, so viel Gewalt und Herrschaft über einen gewissen Leib eingeräumet, und wer hat auf gleiche Weise, dem Leibe, über sie, so viel Gewalt gegeben? Ferner, wie weiß ich, ob diese Seele, die da in mir denket, würklich einfach sey; oder ob sie Theile hat? Ich sehe ja diese Seele nicht. Will man sagen, daß ich in einer so unsichtbaren, und unerforschlichen Sache, deutlich sehen könnte, was eine Einheit sey? Statt, daß ich durch meine Seele begreiffen lernen sollte, was ein einfaches Wesen ist; so untersuche ich vielmehr durch den Begriff, den ich schon von der Einheit habe, ob meine Seele einfach, oder theilbar sey. Ja man füge noch darzu, daß ich in mir einen deutlichen Begriff von einer vollkommenen Einheit habe, die da weit vollkommener ist, als die, welche ich an meiner Seele finden kann. Denn es ist öf-

ters

ters, als wenn diese Seele getheilet wäre in zweyerley Meinungen, in zweyerley Neigungen, und in zweyerley mit sich selbst streitende Gewohnheiten. Diese Theilung, welche ich bey mir selbst empfinde, giebt sie nicht Merkmale von einer Vermehrung, und Zusammensetzung der Theile? Die Seele hat zum wenigsten dieses, daß in ihr nach und nach, vielerley Gedanken auf einander folgen, und also zusammen gesetzet werden, davon doch die eine sehr verschieden von der andern ist. Ich kann mir aber eine Vorstellung von einer Einheit machen, die da wenn ich so reden darf, unendlich einiger eins ist, als meine Seele. Ich kann mir ein Wesen vorstellen, welches niemals seine Gedanken ändert, welches allezeit alles auf einmal denket, und in welchen man auch ganz und gar, in Ansehen der Folge der Zeit keine Zusammensetzung findet. Ohne Zweifel ist dieser Begriff von einer vollkommenen, und höchsten Einheit, die Ursache, daß ich so lange eine gewisse Einheit in den Geistern, und auch so gar in denen Körpern suche. Dieser Begriff, der sich mir in dem innersten meiner selbst, beständig gegenwärtig zeiget, ist mit mir zugleich gebohren worden. Er ist mir das vollkommenste Muster von dem was eins ist und davon ich überall ein unvollkommenes Bild,

oder Abdruck suche. Dieser Begriff, den ich von einer Einheit habe, in so ferne sie ganz einfach und unzertheilet ist, kann mir nichts anders, als GOtt selbst vorstellen. Ich kenne demnach GOtt mit einer solchen Deutlichkeit, daß ich nach seiner Erkenntniß, in allen Creaturen, und in mir selbst ein Bild, und eine Gleichheit suche, die seiner Einheit ähnlich sey: Die Körper haben so zu reden einiges Merkmaal von dieser Einheit an sich, welche aber allemal, so bald sie getheilet werden, aufhöret; und die Geister haben davon noch eine viel größere Aehnlichkeit, ob sie schon eine auf einander folgende Zusammensetzung von Gedanken leiden.

LXIII. Die Unterwürfigkeit und Freyheit des Menschen. Seine Unterwürfigkeit beweiset das Daseyn GOttes.

Allein, bemerket ein ander Geheimniß, das ich in mir trage, und welches machet, daß ich mir selbst unbegreiflich werde. Ich bin frey, und doch dabey auch nicht frey, sondern einem Höheren unterworfen. Lasset uns diese beyden Dinge in etwas untersuchen, und sehen, ob es möglich sey, daß sie bey einander bestehen können. Ich bin ein Wesen, welches von einem höheren abhanget. Von keinem Höheren sein Wesen haben, ist die höchste Vollkommenheit.

Seyn, und zwar von sich selbst, ist so viel, als die Quelle seines eigenen Wesens in sich haben, und nichts von einem von sich unterschiedenen Wesen entlehnen dürfen. Man stelle sich ein Wesen vor, welches alle Vollkommenheiten, die man sich nur gedenken kann, an sich hat, es hat aber dieses Wesen alles von einem anderen höheren Wesen entlehnet, und muß demselben unterthänig seyn, so wird es weniger vollkommen, als ein anderes Wesen können genennet werden, von dem wir nichts weiter sagen könnten, als daß es von keinem höheren abhange, noch seinen Ursprung von etwas anderen habe. Denn man kann niemals eine Vergleichung anstellen zwischen einem Wesen, das von sich selbst ist, und zwischen einem Wesen, welches aus lauter fremden Dingen bestehet, und das selbst von etwas anderen herrühret. Diese Gedanken bringen mich dahin, daß ich die Unvollkommenheiten von dem, was ich meine Seele nenne, erkenne: denn, wenn meine Seele von sich selbst wäre, so würde sie nichts von einem andern Wesen entlehnet haben, sie hätte weder nöthig, sich wegen ihrer Unwissenheit unterrichten, noch auch aus ihren Irrthümern, wieder zu rechte weisen zu lassen. Nichts könnte sie von ihren Lastern befreyen, und zur Tugend anreizen, ja nichts wäre im Stande ihren Willen zu bessern, und wieder so herzu-

stellen, wie er anfänglich war. Diese Seele würde durch nichts von ausen können vollkommener gemacht werden, indem sie schon allezeit dasjenige besäße, was sie zu haben fähig wäre. Sie könnte aber auch unmöglich etwas von dem, was sie hat, verlieren. Denn der von sich selbst ist, ist allezeit nothwendig der, der er ist. Also könnte meine Seele niemals weder in einen Irrthum, Unwissenheit, oder Laster fallen, noch auch einiger Verringerung des guten Willens ausgesetzet seyn. Sie könnte sich auch niemals weder unterrichten, und verbessern lassen, noch besser werden, als sie ist. Aber ich beweise völlig das Gegentheil: Sie vergisset, sie irret, betrüget sich, verlieret die Absicht auf die Wahrheit und die Liebe zum Guten: Sie verderbet sich, und wird böser. Andern Theils nimmt sie zu durch die Erlangung der Weisheit, und des guten Willens, welchen sie niemals vorher gehabt hatte. Diese innere Erfahrung in mir überführet mich, daß meine Seele kein Wesen, welches von sich selbst, und frey sey, und also nothwendig und unveränderlich ist in allen was sie besitzet. Wodurch aber geschiehet es, daß ich zunehmen und vollkommener werden kann? Wer ist demnach der, der mein Wesen kann vollkommener machen, indem er mich bessert, und welcher machet, daß ich mehr bin, als ich vorher war?

LXIIII.

LXIIII. Der gute Wille kann nur von einem höheren Wesen kommen.

Der Wille, oder die Fähigkeit zu wollen, ist ohne Zweifel ein Grad eines Wesens, eines Gutes, oder einer Vollkommenheit: aber der gute Wille, oder das gute Wollen, ist ein anderer Grad von einem noch grösseren Gute. Denn man kann seinen Willen mißbrauchen, und zum Bösen anwenden, indem man etwas Böses will, z. E. einen zu betrügen, zu schaden, und Ungerechtigkeiten auszuüben: da hingegen das gute Wollen ein guter Gebrauch von eben dem Willen ist, der hernach nicht anders, als gut seyn kann. Das gute Wollen ist demnach das, was man an dem Menschen am höchsten zu achten hat: denn dieser ist es, welcher den übrigen Menschen beliebt machet, und ist, mit einem Salomo zu reden, der ganze Mensch. Nun haben wir allbereits gesehen, daß mein Wille nicht von sich selbst ist, weil er nemlich kann vollkommener gemacht werden, diese erlangte Vollkommenheit aber auch wieder zu verlieren fähig ist. Wir haben ferner gesehen, daß der blose Wille an sich ein geringer Gut ist, als der gute Wille, weil es besser ist, einen guten Willen haben, als blos einen Willen haben, der das Gute und Böse zu wollen, fähig ist. Wie könnte ich mir doch einbilden, daß da ich ein

schwaches, unvollkommenes, entlehntes und einem andern unterworfenes Wesen bin, mir selbst den höchsten Grad der Vollkommenheit geben könnte, da es doch Sonnenklar ist, daß ich den geringeren Grad von einem erstern, höheren Wesen habe? Kann ich glauben, daß, da mir GOtt das geringste Gut geben muß, ich mir hingegen selbst, ohne ihm, das größte Gut geben könnte? Wo nähme ich den hohen Grad der Vollkommenheit her, daß ich mir denselben selbst mittheilen könnte? werde ich ihn wohl aus der Nichtigkeit, die allein mein eigen ist, nehmen können? oder will ich sagen, daß andere Geister, die meiner Seele fast gleichen, mir denselben gegeben haben? nimmermehr! denn da dieselben eben so eingeschränkte, und einem Höheren unterworfene Wesen sind, wie meine Seele, so sind sie nicht im Stande sich selbst etwas mitzutheilen, und folglich noch vielweniger einem anderen etwas zu geben. Da sie nun selbst nicht von sich seyn, so haben sie auch von sich selbst keine würkliche Herrschaft und Macht weder über mich, noch über Dinge, die in mir unvollkommen sind, noch auch über sich selbst. Man muß demnach, ohne sich bey ihnen länger aufzuhalten, ohne Zweifel höher steigen, und ein ersteres, und ursprüngliches Wesen suchen, welches sich andern mittheilet, allmächtig ist, und das

also meiner Seele den guten Willen, welchen sie nicht hat, geben kann.

LXV. Da alles von dem höchsten Wesen herrühret, so hanget auch das Vermögen etwas Gutes zu wollen, einzig und allein von ihm ab.

Lasset uns noch eine Anmerkung hinzu thun. Dieses erstere und ursprüngliche Wesen ist die Ursache aller der Arten und Bildungen in seinen Creaturen. Die Würkung folgt erst nach dem Wesen, wie die Weltweisen zu sagen pflegen. Ein Wesen, das so zu reden von einem anderen abhanget, und von ihm entstehet, muß auch demselben in allen seinen Würkungen unterwürfig seyn. Das Zufällige richtet sich nach dem Haupt-Wesen. Der Urheber von dem Daseyn eines Wesens, ist demnach auch der, welcher es bildet und regieret. Es ist also GOtt die würkliche und unmittelbare Ursache von allen äußerlichen Bildungen, Zusammenfügungen und Bewegungen aller Körper in der ganzen Welt. Denn indem er einen Körper beweget, so beweget dieser wiederum einen anderen. Er hat alles erschaffen, und er thut auch alles, und würket in seinen Geschöpfen. Aber das Wollen ist die Einschränkung des Willens, wie die Bewegung die Einschränkung der Körper ist.

Wollen wir sagen, GOtt sey die würkliche und unmittelbare Ursache der gänzlichen Bewegung aller Körper; aber die unmittelbare und würkliche Ursache etwas Gutes zu wollen in dem Willen des Menschen, sey er nicht? Sollte die Art und Neigung, die das Allerwundernswürdigste ist, so man nur denken kann, allein diejenige seyn, welche GOtt nicht in seinen Geschöpfen würke, sondern das Geschöpf sich selbst gebe, ohne sie von einem Höheren empfangen zu haben? Wer kann so was glauben? Mein guter Wille, den ich gestern nicht hatte, heute aber habe, ist also keine Sache, die ich mir selbst geben kann, sondern er kömmt von dem, der mir den Willen und das Daseyn gegeben hat.

Wie einen Willen haben vollkommener ist, als das blose seyn; so ist auch das gute Wollen vollkommener, als das blose Wollen. Der Fortgang von dem Vermögen zu der würklichen Ausübung einer Tugend ist das Allervollkommenste in dem Menschen. Das Vermögen allein, ist von der Tugend und Laster gleich weit abstehend, und ist weder etwas Gutes, noch etwas Böses zu nennen. Aber der Durchbruch und die würkliche Ausübung giebet den Ausschlag, für das Gute, und ist folglich ein höheres Gut. Das Vermögen, welches des Guten und Bösen fähig ist, kommt von GOtt, wie wir gezeiget,

und

und allen Zweifel dadurch benommen haben. Wollen wir nun leugnen, daß die Entscheidung selbst, welche zu einen größeren Gut unseren Willen macht, nicht ebenfalls, wie das Vermögen zu wollen, auch von GOtt herkomme? Alles dieses beweiset deutlich das, was jener große Apostel saget: GOtt giebet beydes, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Sehet, so ist die Unterwürfigkeit des Menschen beschaffen. Lasset uns nun auch seine Freyheit in Betrachtung ziehen.

LXVI. Von der Freyheit des menschlichen Willens.

Ich bin frey, und kann daran im geringsten nicht zweifeln. Ich habe eine innerliche veste Ueberzeugung, daß ich wollen, und nicht wollen kann: und daß ich nicht allein die Wahl habe, zwischen dem Wollen und Nichtwollen, sondern daß ich auch aus verschiedenen Willen erwehlen mag, und dieses oder jenes, unter den mancherley Gegenständen, die sich mir vorstellen, wollen kann. Ich finde und fühle in mir, daß mir GOtt die Wahl gegeben hat, so, daß ich, wie die Schrift redet, in der Hand meines Raths gelassen bin. Siehe, das ist schon Beweises genug vor mich, daß meine Seele nemlich nichts körperliches sey: denn alles, was

ein Körper, oder nur etwas körperliches ist, kann sich von sich selbst zu nichts entschließen, sondern muß sich vielmehr in allen nach denen Gesetzen der Natur, die da nothwendig, unvermeidlich, und dem entgegen sind, was man Freyheit nennet, richten. Daher schließe ich, daß meine Seele eine ganz unterschiedene Natur von meinem Körper habe. Wer ist der, der diese zwey so verschiedene Naturen in eine so ordentliche Uebereinstimmung setzen, und sie bey allen ihren Würkungen darinnen erhalten kann? Dieses Band kann nur, wie wir schon angemerket haben, von einem höheren Wesen, das da diese beyden Arten der Vollkommenheit in seiner unendlichen Vollkommenheit zusammen vereiniget hat, gemacht werden.

LXVII. Die Freyheit des Menschen bestehet darinne, daß sein Wille, indem er sich zu was entschließet, sich selbst bildet, und sein Maaß giebet.

Mit der Bildung und dem Maaß meiner Seele, welches man das Wollen nennet, ist es ganz anders beschaffen, als mit der Bildung und Art der Körper. Ein Körper kann sich ganz und gar nicht selbst bilden, sondern er wird blos lediglich durch die göttliche Allmacht gebildet. Er beweget sich nicht, sondern er wird beweget. Er thut nichts, sondern

es wird allein etwas mit ihm gethan, wenn ich anders so reden darf. Also ist GOtt die einzige würkliche und unmittelbare Ursache von allen verschiedenen Bildungen und Arten der Körper. Was aber die Geister anbelanget, so verhält es sich mit denenselben ganz anders. Mein Wille entschließet sich selbst zu dem, was er will. Aber sich selbst zu etwas entschließen, ist sich selbst eine Bestimmung und Maaß geben, folglich giebet sich auch mein Wille selbst seine Bildung und Maaß. GOtt kann meiner Seele zwar zuvorkommen durch seine Gnade, aber er giebet ihr das **Wollen** nicht auf eine solche Art, wie er denen Körpern ihre Bewegung giebet. Wenn GOtt meinen Willen bestimmet, und regieret, so bestimme und regiere ich denselben mit ihm zugleich, und bin mit ihm eine würkliche Ursache von diesem meinem Willen. Mein **Wollen** hanget so genau von mir ab, daß ich niemanden anders, als mir selbst es beymessen kann, wenn ich nicht dasjenige will, was ich doch wollen sollte. Wenn ich etwas will, so bin ich in so ferne Herr von meinem Willen, daß ich auch dasselbe nicht wollen könnte. Wenn ich aber etwas nicht will, so bin ich auch im Stande es wollen zu können. Ich bin also in meinen Willen nicht gezwungen, und kann auch niemals darinnen gezwungen werden:

denn

denn ich kann ja nimmermehr wider meinen Willen wollen das, was ich will, weil der Wille, von welchem ich dieses alles voraus setze, allen Zwang ausschließet. Allein auserdem, daß ich nicht von ausen kann gezwungen werden, ist auch nichts von innen, welches meinen Willen auf diese oder jene Art nothwendig bestimmet. Ich empfinde, und fühle, daß ich einen Willen habe, welcher, so zu sagen, sich auf zwey Seiten wenden kann, entweder etwas zu bejahen, oder zu verneinen, in Absicht auf diesen, oder jenen Gegenstand. Ich bemerke keine andere Ursache meines Wollens an mir, als meinen Willen. Ich will etwas deswegen, weil ich es will, und weil nichts so sehr in meiner Gewalt stehet, als das Wollen, und Nichtwollen. Wenn mein Wille auch nicht gezwungen wäre, er sähe sich aber durch etwas genöthiget, so würde er eben, ohne Widerstand, etwas gewisses zu wollen, getrieben seyn, als wie die Körper zu ihrer Bewegung. Die unüberwindliche Nothwendigkeit würde so dann eben so stark auf das Wollen der Geister würken, wie sie bey denen Körpern die Bewegung verursachet. Alsdenn würde man dem Willen eben so wenig die Kraft zuschreiben können von dem was er wollte, wie man denen Körpern die Freyheit sich zu bewegen, beylegen

kann.

kann. Es ist wahr, daß der Wille alsdenn doch würde wollen das, was er wollte: aber die Körper bewegen sich auch in einer solchen Bewegung, durch die sie sich bewegen, eben so, wie der Wille will durch den Willen das, was er will. Wenn aber der Wille eben so nothwendig wie die Bewegung wäre, so könnte man ihm weder Lob, noch Schande beylegen. Denn ein nothwendiger Wille, wenn er auch nicht von ausen gezwungen werden kann, bleibet doch ein Wille, den man nothwendig haben muß, und welchen man nicht demjenigen zuschreiben kann, der ihn hat. Die vorhergehende Erkenntniß giebet uns ganz und gar keine wahre Freyheit, indem vor dem Willen eine Erkenntniß von verschiedenen Gegenständen vorhergehen kann, wobey doch der Wille keine würkliche Wahl anzustellen fähig ist. Wenn es nicht bey mir stehet, daß ich unter Dingen nehmen kann, und darf, welches ich will, sondern gezwungen bin das andere zu nehmen, welches ich nicht will, so ist die Ueberlegung und meine Wahl dabey, ein KinderSpiel. Kurz, es hat keine würkliche und ernsthafte Wahl statt unter zwey Gegenständen, welche nicht beyde so in meiner Gewalt seyn, daß ich lassen und nehmen kann, welches unter beyden mir am besten gefället.

LXVIII.

LXVIII. Der Wille kann der Gnade widerstehen, und seine Freyheit ist der Grund von der Belohnung, und der Strafe.

Indem ich sage, ich bin frey, so sage ich, mein Wille ist völlig in meiner Gewalt, und GOtt erlaubet mir, denselben hin zu neigen, wo ich hin will; ich bin nicht zu etwas gewissen gezwungen, wie die anderen Dinge, sondern ich entschließe mich selbst zu etwas. Ich merke, und erkenne, daß, wenn schon das höhere und erstere Wesen mir zuvorkommt mit seiner Gnade, und mir einen guten Willen eingiebet, ich dennoch das Vermögen habe, seine guten Eingebungen zu verwerfen, ihre Würkung zu hindern, und meinen Beyfall denenselben zu versagen. Ich nehme auch wahr, daß wenn ich seinen Eingebungen zum Guten widerstehe, und dieselben nicht achte, ich dennoch auch das Vermögen habe, denenselben durch seine Gnade Gehör zu geben: eben so, wie es blos lediglich bey mir stehet aufzustehen, wenn ich sitzen bleibe, und meine Augen zuzuthun, wenn ich sie offen habe. Die Gegenstände können mich alles, was sie angenehmes haben, anreizen, daß ich dieselben verlangen, und etwas wollen soll. Die Bewegungs-Ursachen können sich mir auf das lebhafteste und beweglichste vorstellen, mich dahin zu bringen, daß ich meinen Willen auf etwas

was lenke. Das höchste und erstere Wesen kann mich auf eben diese Weise, durch seine nachdrücklichen Eingebungen an sich ziehen. Allein bey allen diesen würklichen Reizungen der Gegenstände, ja selbst bey denen Eingebungen eines höchsten und ersteren Wesens, bleibe ich doch noch Herr von meinem Willen, daß ich wollen, und nicht wollen kann.

Und eben dieses ist es, welches macht, da ich von allem Zwange frey bin, und solche Herrschaft über meine eigenen Handlungen habe, daß ich, wenn ich etwas Böses will, strafbar bin, und hingegen, wenn ich etwas Gutes will, Lob verdiene. Das ist der Grund der Tugend und des Lasters, dieses macht, daß einer mit Recht gestraft, oder belohnet wird. Eben daher kommt es, daß man einen vermahnet, strafet, drohet, oder verheißet. Dieses ist auch der Grund von allen RegierungsArten, von aller Ordnung, Einrichtung, und guten Gesetzen. Alles im menschlichen Leben zielet darauf ab, daß man bey allem zum Grunde setzet, daß nichts so sehr in der Gewalt unseres Willens ist, als unser eigener Wille, und daß wir die völlige Freyheit haben, unter zwey Dingen, eines dem andern vorzuziehen. Davon singen die Hirten auf denen Bergen, und die AckersLeute in denen Feldern, das setzen die KaufLeute

bey allen ihren Handlungen, und die Handwerker und Künstler in ihren Verrichtungen zum voraus. Eben dieses stellen die Comödianten in ihren SchauSpielen vor; die Regenten nehmen es für wahr und ungezweifelt bey ihren Berathschlagungen an; die Lehrer lehren es in ihren Schulen, und kein vernünftiger Mensch kann im Ernst daran zweifeln. Diese in unser Herz eingeprägte Wahrheit wird in dem Leben, und in der That von denen Weltweisen, welche doch dieselbe durch scharfsinnige Schlüsse widerlegen wollen, selbst voraus gesetzet. Die innere Deutlichkeit dieser Wahrheit hat, wie die erstern GrundWahrheiten, als welche selbst, andere dunkele Wahrheiten zu beweisen dienen müssen, gar keines Beweises nöthig. Wie kann das höchste und erstere Wesen wol eine Creatur gemacht haben, welche so gar bey ihren Handlungen einen freyen Willen hat?

LXVIIII. *Das Daseyn GOttes leuchtet auch aus dem, daß der Mensch von einem Höheren abhanget, und doch dabey einen freyen Willen hat, deutlich hervor.*

Lasset uns ietzt diese beyden gleich vest gesetzten Wahrheiten miteinander verbinden. Ich bin einem höheren Wesen unterworfen, und nichts destoweniger bin ich auch frey. Was ist das demnach für eine unterworfene Freyheit?

Wie

Wie kann man sich einen Willen vorstellen, der frey ist, und doch von einem höheren Wesen abhanget? Ich bin frey in meinem Wollen, wie GOtt in seinem frey ist. Hierinnen bin ich ihm vornemlich ähnlich, und trage sein Bild in mir. Was ist das nicht für eine ausnehmende Grösse, die ich von dem Unendlichen erhalte? Ich habe über meinen Willen eine Gewalt, wie GOtt über den seinen! Allein ich bin nur ein bloses Bild von diesem so freyen und mächtigen Wesen.

Das Bild der göttlichen Freyheit, ist nicht würklich eine solche Vollkommenheit, die es vorstellet; die Freyheit meines Willens ist nur ein Schatten von der, welche jenes höchste Wesen hat, durch dessen Kraft ich bin, und würke. Auf der einen Seite ist das Vermögen, welches ich habe, Böses zu wollen, kein wahres Vermögen, sondern vielmehr eine Schwachheit, und Verderbniß meines Willens; denn es ist ein Vermögen, das mich geringer, und unvollkommener machet, ja das den Grad meiner Vollkommenheit, und meines Wesens, das ich habe, herunter setzet. Auf der andern Seite ist das Vermögen, welches ich habe, etwas Gutes zu wollen, nicht ein höchstes, sondern ein eingeschränktes Vermögen, indem ich dasselbe nicht von mir selbst habe; da nun meine Freyheit nichts anders,

als eben dieses Vermögen ist, so kann ich auch nur eine entlehnte und unterworfene Freyheit haben. Es muß demnach ein so unvollkommenes, und von einem andern abhangendes Wesen, einen höheren ohne Zweifel unterworfen seyn. Wie ist es aber dennoch frey? O welch hohes Geheimniß! Seine Freyheit, daran ich nicht zweifeln kann, zeiget seine Vollkommenheit: Seine Unterwürfigkeit hingegen zeiget sein Nichts an, aus welchem es ist hervor gebracht worden.

LXX. Das Siegel, welches GOtt auf alle seine Werke gedrückt hat.

Also haben wir deutliche Merkmaale, oder besser zu sagen, das Siegel von GOtt selbst, in alle dem, was man die Werke der Natur nennet, wahrgenommen. Man wird gleich bey dem ersten Blick, den man darauf wirft, ohne weiteres scharfsinniges Nachforschen, eine Hand gewahr, die der erste Grund von aller Bewegung in denen Geschöpfen ist. Der Himmel, die Gestirne, die Erde, Pflanzen, Thiere, unsere Leiber, und Seelen, ein jedes zeiget eine Ordnung, ein bestimmtes Maaß, eine Kunst, Verstand, und Weisheit, die da über uns, und gleichsam die Seele der ganzen Welt ist, die da alles nach ihren Absichten, mit einer so angenehmen, und unvermerkten, aber doch dabey allmächtigen Kraft zu Stande bringet.

get. Wir haben so zu sagen, die ganze Bau-Kunst der Welt mit der richtigsten Gleichheit aller ihrer Theile betrachtet, und ein bloser Blick ist hinlänglich gewesen alles zu bemerken. In der geringsten Ameise haben wir fast mehr, als an der Sonne bewundernswürdigers gefunden. Wir haben eine Weisheit und Macht erkannt, der es gefallen hat, sich in der Bildung ihrer geringsten Werke zu erkennen zu geben. Und dieses alles zeiget sich alsobald, auch dem Allerunwissensten, wenn er nur mit seinen Augen sehen will. Was würden wir nicht erst entdecken, wenn wir uns in die Geheimnisse der Natur einließen, wenn wir eine genaue Untersuchung der inneren Theile der Thiere anstelleten? Gewiß, wir würden darinnen die allervollkommenste Kunst und Weisheit antreffen.

LXXI. Von dem Einwurf der Epicuräer, welche alles dem blinden Ohngefehr zuschreiben.

Ich höre gewisse Weltweise mir antworten, daß alles, was man von der Kunst und Weisheit, die sich in der ganzen Natur zeiget, saget, ein grundfalscher Schluß sey. Es ist an dem, sagen sie, daß die ganze Natur dem Menschen zum Nutzen und zum Gebrauch bequem ist: aber man schließet sehr falsch, wenn man deswegen behaupten will, daß sie dem Menschen

zum Nutzen und Gebrauch, durch gewisse Kunst und Weisheit sey gemacht worden. Auf solche Art scharfsinnig seyn, ist nichts anders, als seinen Verstand brauchen sich selbst zu betrügen, und damit man nur finden möchte, was man suchet, und was doch niemals in der Welt gewesen ist. Es ist wahr, fahren sie fort, daß der menschliche Fleiß sich einer unzählichen Menge Sachen bedienet, welche die Natur darbeut, und sie zu seiner Bequemlichkeit und Nutzen brauchet. Allein die Natur hat deswegen nicht ausdrücklich diese Dinge so bequem für die Menschen gemacht. Z. E. es steigen täglich Leute durch Hülfe gewisser hervorragender Spitzen auf einen sehr hohen Felsen, es folget deswegen aber gar nicht, daß diese herausstehende Spitzen des Felsens durch die Kunst, wie eine Treppe oder Leiter für die Bequemlichkeit der Menschen so seye ausgehauen worden. Ferner, wenn man bey einem heftig entstehenden Sturm auf dem Felde ist, und man trifft von ohngefehr eine Höle an, so bedienet man sich derselben statt eines Hauses, um darinnen vor Wind und Wetter sicher zu seyn: und doch ist diese Höle nicht ausdrücklich gemacht, daß sie den Menschen an statt eines Hauses dienen soll. Und eben eine solche Bewandniß hat es nun, sagen sie, mit dem ganzen WeltGebäude

die

de. Es ist von ohngefehr, und ohne einen gewissen dabey abzielenden Zweck so gebildet, und dargestellet worden. Allein die Menschen haben es wissen zu ihrem Gebrauch, und zu ihrer Bequemlichkeit so zuzubereiten. Also ist die Kunst, welche ihr bewundert, als ob sie in dem Geschöpf, oder in dem Schöpfer wäre, nur denen Menschen zuzuschreiben, die sich alles dessen, was um sie herum ist, und womit sie umgeben sind, so zu bedienen gewußt haben. Das ist ohne Zweifel einer der stärkesten Einwürfe, welche diese Weltweisen machen können; und ich glaube auch, daß sie sich nicht beschweren dürfen, als ob ich ihn verringert und geschwächet hätte. Aber nun wollen wir denselben betrachten, und zeigen, wie schwach er an sich selbst ist, wenn man ihn genau durchgehet. Die blose Wiederholung von dem, was ich schon bereits gesaget habe, wird hinlänglich seyn, denselben zu widerlegen.

LXXII. Die Antwort auf den Einwurf der Epicuräer, die da alles blos lediglich dem Ohngefehr zuschreiben.

Was würde man doch von einem Menschen sagen, der sich für einen scharfsinnigen Weltweisen hielte, und der, wenn er in ein Haus

käme, behauptete, dasselbe sey durch ein bloses Ohngefehr gemacht, und es wäre nicht der geringste Fleiß und Vorsicht angewendet worden, das Haus denen Menschen zur Bequemlichkeit und Nutzen einzurichten, deswegen, weil es auch Hölen gäbe, die da in vielen Stücken diesem Hause gleich kämen, und welche doch niemals durch menschliche Kunst wären ausgehauen worden? Man würde demjenigen, der so urtheilete, alle Theile dieses Hauses zeigen. Siehest du, würde man sagen, dieses große Thor am Hofe? Es ist viel größer, als die andern alle, und dieses deswegen, damit Wagen können hinein fahren. Der Hof ist geräumlich und breit genung, daß man in demselben mit denen Wägen umlenken kann, wenn man wieder heraus fahren will. Die Treppe ist von engen und breiten Stuffen zusammen gesetzet, daß man mit leichter Mühe dieselbe hinauf steigen kann: Sie wendet sich gegen ein jedes Zimmer und Stockwerck, vor die sie vornemlich gemacht ist. Die Fenster, die da gleichweit von einander abstehen, erleuchten das ganze Gebäude. Sie sind von Glas, weil sonst, wenn sie ganz offen stünden, der Wind zugleich mit dem Lichte hinein dringen möchte Man kann sie aber auch aufmachen, wenn man frische Luft bey der angenehmen JahresZeit schöpfen will.

Das

Das Dach ist darzu gemacht, daß es das ganze Gebäude vor der ungestümen Witterung verwahren soll. Das SparrWerk läuft oben spitzig zu, damit der Regen und Schnee von allen Seiten leicht abfließen könne. Die DachZiegel tragen, so zu sagen, einer den andern, um das SparrWerk und die Balken zu bedecken. Die verschiedenen Abtheilungen der Stockwerke dienen die Zimmer in einem so kleinen Bezirk zu vermehren, indem eines über das andere gebauet ist. Die Camine und FeuerMäuern dienen im Winter Feuer darinnen anzumachen, ohne daß das Haus durch das Feuer Schaden leidet, und daß der Rauch durchgehen kann, ohne daß die, welche sich wärmen, denselben merken. Die Zimmer sind so eingerichtet, daß eine jede Familie darinnen wohnen kann, ohne daß die eine durch das Gemach der andern gehen darf, und daß der HausHerr unter diesen Zimmern das vornehmste bewohnet. Man siehet in dem Hause Küchen und Keller; die Kammern sind mit Betten versehen, daß man darinnen schlafen kann; desgleichen findet man auch in denen Zimmern Tische und Stüle, auf welchen erstern man essen und schreiben, auf die letztern sich niedersetzen kann. Im Hofe sind PferdeStälle und Schuppen bereitet, worinnen die Wagen trocken stehen können. Die-

ses Werk, würde man zu einem solchen Weltweisen sagen, muß nothwendig von einem geschickten Baumeister seyn aufgeführet worden. Denn alles ist darinne angenehm, lustig, wohleingerichtet, und sehr bequem. Er muß auch dabey vortrefliche Werkmeister gebrauchet haben.

Im geringsten nicht, würde dieser Weltweise antworten: ihr seyd allzu geschickt euch selbst zu betrügen. Es ist wahr daß das Haus lustig, angenehm, wohl eingerichtet, und sehr bequem ist: allein es ist mit allen seinen schönen Einrichtungen, und so wie es da ist, von sich selbst entstanden. Das Ohngefehr hat die Steine desselben in eine so schöne Ordnung zusammen gesammlet; Es hat die Mauern aufgeführet, das Sparrwerk zusammen gefüget, und aufgerichtet, die Fenster ausgehauen, und die Treppen an ihre Stelle eingesetzet. Glaubet ja nicht, daß eine menschliche Hand daran den geringsten Theil hat. Die Menschen nutzen nur dieses Werk, welches sie so zubereitet gefunden haben. Sie bilden sich ein, es sey ihnen zum Nutzen gemacht, weil sie etwa einige Dinge an demselben sehen, die sie zu ihrer Bequemlichkeit einzurichten wissen; Allein alles das, was sie der Absicht eines eingebildeten Baumeisters zuschreiben, ist nichts anders, als die blose Würkung ihrer Erfindung, auf die sie hernach erst

gekommen sind. Dieses so ordentliche, und so schön eingerichtete Haus hat sich nicht anders, als eine Höle zubereitet, daher die Menschen, da sie es so bereitet gefunden, sich desselben bedienen, eben so, wie sie sich bey entstehenden Sturm, einer Höle, die sie etwan in einen Felsen mitten in der Wüsten finden, bedienen.

Was würde man doch von einem solchen hartnäckigten Weltweisen denken, wenn er dabey beharrete im Ernste zu behaupten, daß dieses Haus von keiner Kunst zeigete? Wenn man die Fabel von dem Amphione lieset, daß er durch eine wunderbare Musick gemacht habe, daß die Steine einer über den andern sich in Ordnung gehörig aufgerichtet, und eine Mauer um die Stadt Theben aufgeführet; so lachet man über diese poetische Erdichtung; allein dieses Gedicht ist lange noch nicht so unglaublich, als dieses, was der Epicuräer, von dem wir reden, zu behaupten sich unterstehet. Zum wenigsten könnte man sich einiger massen vorstellen, daß, da die Musik, auch durch Bewegung gewisser Körper von einem Ort zum andern gemacht wird, dieselbe durch eine geheime Kraft, welche man in der Natur zugiebt, ohne sie begreiffen zu können, die Steine wankend gemachet habe, dadurch hernach, in einer gewissen Ordnung, und regelmäßigen Ein-

richtung

richtung, diese Mauer hätte entstehen können. Obgleich diese Erklärung auch der Vernunft zu wider; so ist sie doch nicht so abgeschmackt, als die, welche wir, aus dem Munde dieses Weltweisen gehöret haben. Denn, was kann ungereimter seyn, als dieses, wenn man sich nehmlich vorstellet, daß Steine aus ihren Stein-Gruben heraus gehen, sich selbst bearbeiten, einer über den andern sich setzen, und zwar so, daß kein leerer Raum bleibet, und zugleich ihren Kalk mit sich führen, sich damit zusammenfügen, in Ordnung stellen, die Zimmer gehörig abtheilen, auch über sich das Bauholz, nebst denen Dach-Ziegeln legen sollten, um das ganze Werk zu bedecken? Würden nicht so gar die kleinen Kinder die noch lallen, lachen, wenn man ihnen diese Fabel im Ernst vorsagen wollte?

LXXIII. **Die Vergleichung der Welt mit einem wohl eingerichteten Hause, und die Fortsetzung der Antwort auf den Einwurf der Epicuräer.**

Aber warum sollte man weniger darüber lachen, wenn man sagen höret, die Welt sey von sich selbst gemacht, als über dieses erdichtete Hauß? Es betrifft hier nicht die Frage, von einem unförmlichen Welt-Klumpen; ob dieser nehmlich mit einer ungestallten Höhle,

von

von welcher man annimmt, daß sie von ohngefehr also entstanden sey, könne verglichen werden? sondern es ist die Rede von der Welt, und ihrem Gebäude; ob man dieses mit einem Hause, an welchem die allervollkommenste Bau-Kunst hervorleuchtet, vergleichen könne? Das geringste Thier, zeigt eine weisere Einrichtung, und eine weit bewundernswürdigere Kunst, als das allerschönste Haus.

Wenn ein Reisender in die Saidische Gegend von Egypten, allwo ehemals das alte Theben, eine Stadt, die da hundert Thore hatte, gestanden hat, käme, und fände nunmehro, nach ihrer Verwüstung, daselbst Säulen, Pyramiden, Obelisken, Aufschriften mit unbekannten Buchstaben, würde der wol sagen? diesen Ort haben niemals Menschen bewohnet: keine menschliche Hand hat hier jemals gearbeitet: Es ist das blose Ohngefehr, welches diese Säulen gebildet, uud auf ihre Fuß-Gestelle gesetzt, und mit einem so wol ausgearbeiteten Kopf gezieret hat: Es ist das blose Ohngefehr, welches diese Obelisken aus einem Stein gehauen, und alle diese Buchstaben darauf eingegraben hat; bloß von Ohngefehr haben sich die Stücken, woraus diese Pyramiden bestehen, zusammengesetzet, und so vest an einander verbunden? Würde er nicht vielmehr sagen, und

zwar

zwar mit einer solchen Gewißheit deren der menschliche Geist nur fähig ist: Diese prächtige Ueberreste sind Stücken von einem ausnehmenden Bau, welcher am meisten in dem alten Egypten im Flor war? Sehet so redet gleich bey dem ersten Anblick dieser Dinge die blose Vernunft, ohne weiteres Nachsinnen. Und eben so lehret sie auch urtheilen bey dem ersten Blick den man auf die Welt wirft. Man kann sich selbst hernach zwar durch eitles Nachsinnen, und falsche Schlüsse verblenden, und das, was so sehr deutlich ist, dunkel und zweifelhaft machen, da sonst der blose Anblick die Sache entscheiden kann. Denn ein solches Werk, wie die Welt ist, kann sich nicht von ohngefehr, selbst gemacht haben. Die Gebeine, Flechsen, Adern, Arterien, Nerven, Musceln, die den menschlichen Körper ausmachen, haben vielmehr Kunst, und regelmäßige Einrichtung unter einander, als alle Bau-Kunst der alten Griechen, und Egypter. Das Auge des kleinsten Thieres übertrifft die größte Klugheit aller Künstler insgesammt.

Wenn man eine Uhr in dem sandigten Arabien fände, würde man sich im Ernst wohl unterstehen zu sagen, das Ohngefehr hätte dieselbe, in diesen wüsten Oertern gemacht? und doch schämt man sich nicht zu behaupten, daß

die

die Körper der Thiere, deren Kunst, welche man bey ihrer Einrichtung wahrnimmt, gar nicht mit der Kunst, durch welche eine Uhr verfertiget wird, kann verglichen werden, daß diese, sage ich, durch ein blindes Ohngefehr wären hervorgebracht worden.

LXXIIII. Ein anderer Einwurf der Epicuräer, der da von der ewigen Bewegung der Atomorum oder Stäublein, hergenommen ist.

Ich weiß gar wol noch eine Einwendung, welche die Epicuräer machen können. Die Atomi, werden sie sagen, haben eine ewige Bewegung. So müssen sich denn nunmehro ihre Zusammenstoßungen in solcher Ewigkeit durch unendliche Arten von Zusammenverbindungen erschöpfet haben. Denn wenn man unendliche Arten nennet, so begreift man darunter alle, ohne einige Ausnahme. Unter diesen unendlichen Arten der Verbindungen nun, welche schon nach und nach geschehen seyn sollen, muß man nothwendig, alle nur mögliche finden. Denn, wenn ausser denselben, welche in diesen unendlichen Arten enthalten seyn, nur eine eintzige noch möglich wäre, so wären sie nichts wahrhaftes unendliches, weil man ihnen noch etwas beyfügen könnte, und weil das, was vermehret werden kann, eine Gräntze an dem Orte

hat

hat, wo es eine Vermehrung anzunehmen fähig ist, und folglich kein wahres Unendliches seyn kann. Es muß demnach die Verbindung der Atomorum, welche dieses gegenwärtige Welt-Gebäude ausmachen, eine von denen unendlichen Arten der Verbindungen mit seyn, die die Atomi von Ewigkeit her, nach und nach gemacht haben: wenn nun dieser angenommene GrundSatz einmal vest gesetzet ist; so darf man sich nicht wundern, daß die Welt so ist, wie sie ist. Denn sie hat diese bestimmte Gestalt müssen annehmen, es hätte nun ein wenig eher, oder später, geschehen mögen. Sie hat durch eine unendliche Abwechselung dieser ordentlichen Verbindungen müßen so werden, wie sie heut zu Tage ist, weil sie schon nach und nach, alle nur mögliche Zusammenfügung und Verbindung gehabt hat. In dem ganzen Begriff der Ewigkeit, sind demnach alle und jede Arten von Weltgebäuden mit eingeschlossen. Nicht eine eintzige kann zum Vorschein kommen, die der Zusammenhang dieser untheilbaren Stäubgen nicht bildet, und in sich begreift, es mag nun dieses etwas eher, oder später geschehen. In dieser unendlichen Abwechselung der neuen Schauplätze, welche zum Vorschein kommen müssen, ist auch der jetzige in seiner Ordnung gebildet worden, und hat sich, da ihn seine Rei-

Reihe getroffen, dargestellet. Wir finden ihn auch würklich an dem jetzigen WeltGebäude. Die Zusammenstoßung der Atomorum, die denselben Welt-Körper hervorgebracht hat, wird ihn auch wieder zernichten, und wird künftig hin beständig andere, von allen nur möglichen Arten, hervorbringen. Diese gegenwärtige Art mußte ihren Platz finden, weil alle und jede, ohne Ausnahme, ihren Platz, nach der Reihe, bekommen sollen. Das ist vergebens, daß man eine eingebildete Kunst in dem Werke sucht, welches von ohngefehr also hat entstehen, und sich darstellen müssen, so wie es jetzo ist.

Ein Exempel wird die Sache erläutern. Ich nehme an, daß die Buchstaben des Alphabets auf unendliche Weise sich nach und nach von ohngefehr verwechseln. Alle nur mögliche Verbindungen derselben Buchstaben sind demnach ohne Zweifel in diesem gantzen wahrhaftig unendlichen Begriff mit eingeschlossen. Nun ist die Ilias des Homeri, oder das Gedicht von dem Trojanischen Kriege, mit von solchen Zusammenverbindungen der Buchstaben; so muß die Ilias des Homeri, in der unendlichen Menge der Verwechselungen von denen Buchstaben des Alphabets, mit eingeschlossen seyn. Wenn ich dieses einmal für gewiß

annehme, so würde einer sehr falsch schließen, der eine Kunst in dieser Ilias finden wollte. Er möchte den angenehmen Laut der Verse loben, die erhabenen Ausdrücke der Gedanken, die natürliche Vorstellung, die gleiche Einrichtung die die Theile von diesem Gedichte unter sich haben, seine vollkommene Uebereinstimmung der Schreibart, und seine Schönheit, die sehr wenige nachzumachen vermögend sind. Vergebens würde er behaupten, daß ein blindes Ohngefehr niemals etwas so vollkommenes darstellen können, und daß die größte menschliche Kunst kaum ein so schönes Werk nachzuahmen im Stande sey. Dieser so wahrscheinliche Schluß würde dem allen ohngeachtet falsch und betrüglich seyn. Denn es wäre ja gewis, daß unter den von ohngefehr sich ereignenden Wechseln und Zusammenverbindungen der Buchstaben, die nach und nach, immer auf eine unendliche Weise sich veränderten, auch ohnstreitig eben diese Zusammenfügung, aus welcher die Ilias bestehet, an ihre Reihe, und über lang oder kurz zum Vorschein hätte kommen müssen. Dieses ist nun endlich geschehen, und die ganze Ilias ist vollkommen fertig da, ohne, daß eine menschliche Kunst etwas dabey hat thun dürfen. Dieß ist die epicurische Einwendung aufrichtig erzehlet, ohne dieselbe auf

einige

einige Weise veringert, noch geschwächt zu haben. Ich bitte nun den Leser eine genaue Aufmerksamkeit und einiges Nachdenken auf die Antwort, welche ich hierauf geben will, zu richten.

LXXV. Die Antwort auf den Einwurf der Epicuräer, der da genommen ist von den ewigen und mannichfaltigen Bewegungen der Atomorum, oder der untheilbaren Stäubgen.

Nichts ist unbesonnener und ungereimter, als das Reden von der Verbindung der untheilbaren Stäubgen, die da auf unendlich verschiedene Weise geschehen soll. Das, was unendlich ist, kann ja nimmermehr, weder etwas auf einander folgendes, noch theilbares seyn. Man gebe mir eine Zahl an, von der man behauptet, daß sie unendlich sey: so werde ich allezeit zweyerley damit vornehmen können, welches zeigen wird, daß sie kein wahrhaftes unendliches ist. Erstlich kann ich von der Zahl eine Einheit wegnehmen, und so wird sie kleiner werden, als sie vorhin war, und folglich gewiß endlich seyn; denn ein jedes, das kleiner, als unendlich ist, hat eine Gränze an dem Orte, wo es aufhöret, und wo man auch noch weiter gehen kann. Nun kann ja keine Zahl, welche unendlich zu seyn aufhöret, so bald man davon

eine Einheit wegnimmt, vor dieser Wegnehmung, nicht unendlich gewesen seyn. Denn eine Einheit ist gewiß eine endliche Zahl. Wenn aber ein Endliches zu einem andern Endlichen hinzugefüget wird, so kann kein Unendliches daraus entstehen. Ja, wann eine Einheit, die zu einer endlichen Zahl hinzugefüget wird, dieselbe unendlich machte; so müßte man sagen, daß das Endliche dem Unendlichen fast gleich sey; welches aber ganz und gar thöricht ist. Zum andern kann ich eine Einheit zu dieser Zahl hinzuthun, und folglich dieselbe vermehren. Aber das, was vermehret, und vergrössert werden kann, ist nicht unendlich. Denn das Unendliche hat keine Gränzen, was aber fähig ist eine Vermehrung anzunehmen, hat eine Gränze an dem Orte, wo man es vermehren, und etwas hinzuthun kann. Es ist demnach klar, und offenbar, daß kein Theilbares, und Zusammengesetztes, ein wahrhaftes Unendliches seyn kann.

Wenn man nun diesen GrundSatz annimmt, so ist die ganze erdichtete Philosophie der Epicuräer auf einmal zernichtet. Es kann niemals ein Cörper, welchen man theilen, und ausdehnen kann, wahrhaftig unendlich seyn, und man kann das, was nach und nach ist nimmermehr unendlich nennen. Hieraus folget

daß

daß auch niemals eine unendliche Zahl von nach und nach sich zusammen verbundenen Theilgen seyn könne. Wenn dieses erdichtete Unendliche wahrhaftig wäre, so müßten alle nur mögliche und begreifliche Verbindungen der Theile einmal zum Vorschein kommen, und folglich würden sich auch alle mögliche darunter zeigen, die da den grösten Fleiß zu erfordern scheinen; und also könnte man dem Ohngefehr alles dasjenige Wundernswürdige zuschreiben, was nur irgends eine Kunst hervorzubringen vermögend wäre. Wenn man Palläste, die da nach der vollkommensten BauKunst gebauet wären, Meubeln, Uhren, und andere Arten von künstlich zusammengesetzten Maschinen, auf einer wüsten Insul sähe: so würde es nicht erlaubt seyn, deßwegen zu schließen, daß es auf dieser Insul ehemals Menschen gegeben hätte, von denen diese schönen Werke alle gemacht worden wären; sondern man müßte sagen, vielleicht hat eine der unendlichen Zusammenverbindungen der Theilgen, welche das Ohngefehr in der Folge hervorgebracht hat, alle diese zusammengesetzte Werke auf dieser Insul gemacht, ohne daß der geringste Fleiß eines Menschen etwas dabey gethan hat. Dieses Urtheil würde eine natürliche Folge seyn, die da gut nach den GrundSätzen der Epicuräer abge-

faßt wäre. Allein eben diese unbesonnene Folge dienet darzu, daß man ihren falschen Grund-Satz, den sie annehmen und behaupten, deutlich einsehen kann. Denn da die Menschen, vermöge ihrer gesunden Vernunft, schließen, daß dergleichen Arten von Werken nicht von einem Ohngefehr entstehen können, so halten sie für gewiß, daß die Atomi nicht ewig seyn, und daß sie in ihren zufälligen Zusammenstossungen keine Folge von unendlichen Zusammenverbindungen gehabt haben. Denn wenn der vorausgesetzte falsche Grundsatz angenommen wird, so kann man niemals die von der Kunst verfertigten Werke, und solche Zusammenverbindungen, die da, wie in dem Würfel-Spiel, von ohngefehr geschehen, mehr von einander unterscheiden.

LXXVI. Die Epicuräer verwechseln die Werke der Kunst, mit denen Werken der Natur.

Alle Menschen, die da natürlicher Weise eine merkliche Verschiedenheit zwischen den Werken der Kunst, und der Natur annehmen, setzen demnach zum voraus, ohne weitere Untersuchung, daß die Zusammenverbindung der Theile nicht unendlich sey, und dieser ihr voraus gesetzter GrundSatz ist auch richtig. Denn diese unendliche

endliche Folge von Zusammenverbindungen der Theile ist, wie ich schon bewiesen habe, eine blose Erdichtung, und viel ungereimter, als alles das Unbesonnene selbst, welches man durch diese erdichtete Sache erklären will. Keine Zahl, weder die, so auf einander folget, noch die, welche gleich beysammen stehet, ist unendlich. Hieraus folget also, daß die Atomi an der Zahl nicht können unendlich seyn: es folget ferner, daß die Folgen von ihren verschiedenen Bewegungen und Zusammenverbindungen nicht können unendlich seyn, folglich kann auch die Welt nicht ewig seyn; sondern es muß einen bestimmten, und gewissen Anfang, von denen auf einander folgenden Zusammenverbindungen geben. Es muß in allen Arten der Dinge, die sich zeigen, und fortpflanzen, ein ersteres, davon die anderen abhangen, können angegeben werden. Man muß ferner eine erstere Gestalt finden, welche ein jeder Theil der Materie gehabt hat, die da einen Theil der Welt ausmacht. Und wie also die auf einander folgenden Veränderungen dieser Materie nur eine eingeschränkte Zahl können gehabt haben, so kann man auch nur unter diesen verschiedenen Zusammenverbindungen nur die allein zulassen, welche das Ohngefehr ordentlicher Weise hervorzubringen pfleget: wenn

man nicht eine höhere Weisheit wahrnimmt, die da mit einer vollkommenen Kunst die Ordnungen gemacht hat, welche das Ohngefehr hervorzubringen nicht im Stande gewesen wäre.

LXXVII. Die Epicuräer setzen alles das, was ihnen gefällt, ohne einigen Beweiß zum voraus.

Die Epicuräischen Philosophen sind so schwach in ihrem LehrGebäude, daß sie dasselbe niemals zu Stande bringen können, wo man ihnen nicht nachgiebet, und alles, was sie ungereimtes voraussetzen, annimmt. Sie behaupten alsobald, daß die Atomi ewig sey, und das ist doch eben das, was man untersuchen soll. Woher wissen sie denn, daß die Atomi von Anfange gewesen, und von sich selbst sind. Seyn, und zwar von sich selbst, ist die höchste Vollkommenheit. Mit was für Rechte setzen sie also, ohne Beweis, zum voraus, daß die untheilbaren Dinge ein so vollkommenes, ewiges, und an und von sich selbst unveränderliches Wesen sind. Finden sie etwa diese Vollkommenheit in denen Begriffen, welche sie von einem jeden untheilbaren Dinge haben? Da ein Atomus nicht der andere, sondern ganz und gar von ihm unterschieden ist, so müßte ein jeder von ihnen ein ewiges und

freyes Wesen seyn, in Absicht eines jeden andern Wesens. Doch wir wollen ihnen dieses alles zugeben, wir wollen ihnen das zugeben, was sie zu verlangen, sich, nicht einmal unterstehen sollten. Lasset uns annehmen, daß die untheilbaren Dinge ewig seyn, daß sie von sich selbst bestehen, und frey von allen andern Wesen, und folglich ganz vollkommen seyn.

LXXVIII. Die GrundSätze der Epicuräer sind ganz falsch, und blos erdichtet.

Muß man auch zum voraus ohne allen Beweis annehmen, daß die untheilbaren Dinge von sich selbst ihre Bewegung haben? Soll man nach seinen Gefallen solches annehmen, um nur ein philosophisches LehrGebäude zu vertheidigen, das weniger Grund hat, als die Erzehlungen von denen Hexen, daß sie auf den BlocksBerg führen? Ziehet nur den Begriff, welchen man von einem Körper hat, zurathe. Wir können uns denselben vollkommen vorstellen, ohne zum voraus zusetzen, daß er sich bewege. Wir wollen nns denselben vorstellen in dem Zustande, wenn er stille liegt, und der Begriff desselben wird dadurch nicht weniger deutlich seyn. Er hat eben noch seine Theile, seine Figur, und sein Maaß. Es ist vergebens, daß man will zum voraus setzen, alle

Körper wären beständig in einer merklichen, oder unmerklichen Bewegung, und daß, wenn einige Theile der Materie die geringste Bewegung bekämen, so müßte die ganze Materie insgesammt zum wenigsten gleiche Bewegung empfinden. Aber also reden, ist vergebens reden, und man will, daß man einem alles das glauben soll, was er sich einbildet. Woher beweiset man denn, daß die Materie allezeit in ihrem Ganzen gleiche Bewegung habe? Wer hat davon eine Erfahrung gemacht? Unterstehet man sich, diese verwegene Erdichtung Philosophie zu nennen, die da voraussetzet das, was niemals der Wahrheit gemäß ist? Darf man nur das, was man will, zum voraus setzen, um nur die deutlichste und beständigste Wahrheit dadurch zu unterdrücken? Mit was für Recht setzet man zum voraus, daß alle Körper sich ohne Aufhören merklich, oder unmerklich, bewegen? Wenn ich einen Stein unbeweget da liegen sehe, wie will man mir beweisen, daß nicht ein Atomus in diesem Stein sey, welcher sich würklich nicht beweget? Man wird mir niemals für entscheidende Beweise, blose Voraussetzungen, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben, beybringen können.

LXXVIIII.

LXXVIIII. Es ist falsch, daß die Bewegung denen Körpern eigen sey, und ihnen wesentlich zukomme.

Lasset uns noch weiter gehen; Lasset uns aus einer fast unerlaubten Höflichkeit voraussetzen, daß alle Körper, von Natur, sich wurklich bewegen; folget deswegen, daß die Bewegung eine wesentliche Eigenschaft von einem jeden Theile der Materie sey? Ueberdieses, wenn sonsten sich nicht alle Körper gleich bewegen; wenn sich einige viel merklicher, und stärker, als die andern bewegen; wann eben dieselbigen Körper sich bald stärker, bald schwächer bewegen; wenn ein Körper, der sich beweget, seine Bewegung denen nächsten Körpern mittheilet, die da bis daher stille, und ruhig gelegen, oder in einer so schwachen Bewegung waren, daß man es nicht merkte; so muß man zugeben, daß eine Art von Bewegung in denen Körpern, die bald vermehret, und bald vermindert wird, ihnen nicht wesentlich seyn könne. Denn, was einem Dinge wesentlich ist, ist allezeit in ihm einerley. Die Bewegung aber, die in denen Körpern so verschieden ist, daß sie nach und nach sich vermehret, und auch wieder abnimmt, und zwar so, daß sie fast gar nicht mehr zu seyn scheinet: Die Bewegung, welche sich verliehret, und aufhöret,

höret, welche sich einem andern mittheilet, und aus einem Körper in den andern gehet und würket, die kann nichts wesentliches von denen Körpern seyn. Ich muß daher schließen, daß die Körper in ihren Wesen vollkommen seyn, ohne, daß man ihnen die geringste Bewegung beylegt. Wenn ihnen nun aber die Bewegung nicht wesentlich eigen ist, so haben sie dieselbe nur zufälliger Weise: Ist dieselbe aber nur eine zufällige Sache, so muß man auf die wahre Ursache zurück gehen, die diesen ohngefehren Zufall in ihnen erreget. Sie müssen sich entweder selbst die Bewegung geben, oder dieselbe von einem andern Wesen erhalten. Nun aber ist offenbar, daß sie sich dieselbe nicht selbst geben können; Denn kein Wesen kann sich etwas geben, was es selbst nicht hat. Ja wir sehen auch deutlich, daß ein Körper, der einmal stille liegt, immer unbeweglich bleibet, wenn ihn nicht ein anderer Körper zu nahe kommt, an ihn stößt, und wankend macht. Es ist demnach wahr, daß kein Körper sich von sich selbst beweget, sondern nur durch einen andern Körper beweget wird, indem er ihn seiner Bewegung theilhaftig macht. Aber woher kommt es, daß ein Körper den andern zu bewegen im Stande ist? Woher kommt es, daß eine Kugel, die man auf einer

glat-

glatten Tafel laufen lässet, keine andere berühren kann, ohne sie zugleich zu bewegen? Warum kann man nicht machen, daß die Bewegung eines Körpers sich niemals dem andern könnte mittheilen? In diesem Falle würde eine bewegte Kugel gleich bey einer andern, so bald sie dieselbe berührte, stehen bleiben, ohne sie jemals wankend zu machen.

LXXX. Die Gesetze der Bewegung, welche die Epicuräer voraussetzen, machen gar nicht, daß die Bewegung denen Körpern wesentlich eigen wird.

Man wird mir antworten, das machen die Gesetze der Bewegung, daß ein Körper den andern beweget. Allein, wo stehen diese Gesetze der Bewegung geschrieben? Wer ist es, der sie gemacht hat, und der sie unverletzlich erhält? Sie sind ganz und gar nicht in dem Wesen der Körper befindlich. Denn man kan sich die Körper auch ohne Bewegung gar wohl vorstellen; und man kann sich auch Körper gedenken, da keiner dem andern seine Bewegung mittheilet, wenn nicht die Gesetze, deren Grund und Beschaffenheit uns unbekannt ist, dieselben darzu nöthigten. Woher kommt diese willkührliche Regierungs-Form, wenn ich so reden darf, von Bewegung unter denen Körpern? Woher kommen diese so wohl ausgesonnenen, und richtigen

tigen Gesetze, davon das eine sich zu dem andern so wohl schickt, und deren geringste Unordnung die ganze und schöne Ordnung in der Welt auf einmal zernichten würde? Denn da ein Körper ganz und gar unterschieden von dem andern ist, so stehet er, vermöge seiner Natur, und seines Wesens, niemals unter einem andern, sondern ist in allem von ihm frey: daraus folget, daß er von ihm nichts annehmen kann, und ein gleiches in sich würken lassen. Das Maaß und die Art eines Körpers sind keine Ursachen, daß ein anderer Körper eben das Maaß, und Art haben müsse, indem sein Wesen von jenem ganz unterschieden ist. Es ist vergebens, wenn man anführet, daß da dickere und schwerere Körper die kleinern und leichtern mit Gewalt fortreißen; so müßte auch, nach diesen Gesetzen, eine grosse bleyerne Kugel eine Helfenbeinerne bewegen. Wir reden ja hier nicht von der Sache selbst: sondern wir suchen nur hier die Ursache davon ausfündig zu machen. Daß es angehet, ist gewiß: es muß daher auch eine eigentliche und bestimmte Ursache davon da seyn. Lasset uns dieselbe, ohne einiges Vorurtheil, suchen. Woher kommt es, daß ein grosser Körper, einen kleinern mit sich fortreißet? die Sache könnte sich ja eben so natürlich auf eine andere Art verhalten. Es könn-

könnte ja eben so gut geschehen, daß der dickste und härteste Körper keinen andern Körper jemals bewegen könnte; das ist, es könnte seyn, daß die Bewegung eines Körpers sich keinem andern mittheilete. Es ist also weiter nichts, als eine blose Gewohnheit, wenn wir voraussetzen, daß die Natur also würken müsse.

LXXXI. Um eine bestimmte Ursache der Bewegung angeben zu können, muß man nothwendig auf einen ersten Beweger zurück gehen.

Wir haben gesehen, daß die Materie weder unendlich, noch ewig seyn kann. Man muß daher das erste untheilbare Wesen suchen, durch welches die Bewegung ihren Anfang in einem bestimmten Augenblicke genommen hat, und auf die ersten Zusammenstossungen der untheilbaren Dinge, durch welche die erste Verbindung gemacht worden ist kommen. Ich frage also, welcher Beweger hat diese ersten unzertrennliche Stäubgen beweget, und die erste Bewegung zu der Maschine der Welt gegeben? Es ist nicht erlaubet, eine so bestimmte Frage durch einen unendlichen Zirkel zu beantworten: denn der Zirkel in einem andern Unendlichen muß ein gewisses Ende haben. Man muß nothwendig das erste bewegte Stäubgen finden, und erkennen können, wie es bewogen und gestossen worden,

den, und zugleich den ersten Augenblick der Bewegung, benebst dem ersten Beweger, dessen Hand diesen ersten Stoß gegeben hat, bemerken.

LXXXII. Kein Gesetz der Bewegung hat seinen Grund in denen Körpern selbst, und der größte Theil dieser Gesetze ist nur willkührlich.

Bey denen Gesetzen von Bewegung der Körper, muß man anmerken, daß die alle willkührlich seyn, von denen man keine Ursache in dem Wesen der Körper selbst findet. Nun haben wir vorher gesehen, daß keine Art der Bewegung denen Körpern wesentlich eigen sey. Es sind demnach alle diese Gesetze von solcher Bewegung, welche man als ewig und unveränderlich voraussetzet, vielmehr willkührlich, zufällig, und ohne Noth eingeführet. Denn es giebet auch nicht eines, davon man die Ursache würklich in denen Körpern fände. Und wenn es irgends ein Gesetz der Bewegung gäbe, welches denen Körpern wesentlich eigen wäre: so würde es ohne Zweifel dieses seyn, das da machet, daß die leichteren und kleineren Körper von denen schwereren und größeren beweget werden. Allein, wir haben gesehen, daß auch von diesem Gesetze die Ursache in dem Wesen der Körper nicht würklich liege. Es giebet auch ein ander Gesetz, das noch natürlicher zu seyn

schei-

scheinet, nemlich dieses, daß die Körper sich beständig viel eher nach einer geraden, als nach einer krummen Linie bewegen, wenigstens so lange, als sie nicht von andern an sie stoßenden Körpern daran gehindert werden. Aber auch dieses Gesetz hat keine würkliche Ursache in dem Wesen der Körper. Die Bewegung bey denenselben ist so gar zufällig, und wird der Natur der Körper von aussen beygefüget, daß dieselben uns nicht ein einziges ersteres und unveränderliches Gesetz zeigen, nach welchem sie sich bewegeten, noch vielweniger, daß sie sich nach gewissen natürlichen Gesetzen bewegen müßten. Eben so, wie die Körper beständig unbeweglich seyn könnten, und niemals ihre Bewegung einem anderen Körper mittheilen dürften; so könnte es auch seyn, daß sie sich niemals anders, als in einer ZirkelLinie bewegeten, und diese Bewegung würde ihnen eben so natürlich seyn, als ihre Bewegung nach einer geraden Linie. Wer ist also der, welcher zwischen diesen beyden gleichmöglichen Gesetzen diese Wahl getroffen hat? denn das, was das Wesen der Körper nicht entscheiden kann, kann durch nichts anders entschieden werden, als durch denjenigen, welcher denen Körpern die Bewegung, welche sie nicht von sich selbst haben, gegeben hat. Ferner könnte diese Bewe-

gung in einer geraden Linie von der Tiefe in die Höhe, oder von der rechten zur linken geschehen, oder aber von einem Ende zum andern, gerade oder schief, durch den Mittelpunkt gehen. Wer ist demnach der, welcher diese Art bestimmet hat, nach welcher die Bewegung in einer geraden Linie entstehen sollte?

LXXXIII. Die Epicuräer können aus dem allen, was sie voraussetzen, nichts schließen, wenn man es ihnen auch gleich zugeben wollte.

Lasset uns nicht verdrüßlich werden, denen Epicuräern in ihren erdichteten Voraussetzungen zu folgen. Wir wollen ihre bis auf den höchsten Grad getriebene Erdichtung mit Gelassenheit anhören. Wir wollen zugeben, daß die Bewegung würklich denen Körpern wesentlich eigen sey. Man nehme ihnen zu Gefallen ihre Meinung an, daß nemlich die Bewegung in gerader Linie zu dem Wesen aller untheilbaren Dinge gehöre. Ja man lege denen Atomis gar einen Verstand und Willen bey, wie die Poeten denen Felsen und Flüssen etwas zugeschrieben haben. Man gebe zu, daß sie auch die Art erwählen können, nach welcher sie ihre Bewegung in gerader Linie anfangen sollen. Was werden diese Weltweisen von alle dem, was man

ihnen wider alle offenbare Wahrheit zugegeben hat, vor Nutzen haben? Denn hieraus müßte folgen: Erstlich, daß sich alle Sonnenstäubgen von Ewigkeit her bewegeten. Zum Andern müßten sie sich alle gleich bewegen. Drittens müßte ihre Bewegung in gerader Linie geschehen. Viertens müßten sie diese gerade Linie durch ein unveränderliches, und ihnen wesentliches Gesetz allemal beobachten.

Ich will überdieses annehmen, daß diese untheilbare Wesen verschiedene Figuren haben: denn ich lasse meinen Gegner alles das voraus setzen, was er doch erst zu beweisen verbunden ist, und worüber er nicht den geringsten Beweis führen kann. Man kann solchen Leuten, die da niemals aus dem, was man ihnen zugiebt, etwas schließen können, nicht genug zugeben. Denn je mehr man ihre Unbesonnenheit erduldet, desto leichter lassen sie sich durch ihre eigene angenommene Grundsätze widerlegen.

LXXXIIII. Die kleinen Stäubgen können, vermöge der Bewegung, welche ihnen die Epicuräer beylegen, nicht die geringste Verbindung machen, und folglich keinen einzigen Körper hervorbringen,

Diese untheilbaren Dinge, welche so seltsame Figuren haben, davon die eine rund, die

andere spitzig, und noch andere dreyeckigt und dergleichen seyn sollen, sind verbunden, vermöge ihres Wesens, beständig gerade zu gehen, ohne daß sie sich jemals weder zur rechten, noch zur linken bewegen dürfen. Sie können demnach niemals weder an etwas hangen bleiben, noch die geringste Zusammenverbindung machen. Denn gebet ihnen zu, was sie nur haben wollen, lasset sie so viel krumme Dinge neben einander setzen als ihnen beliebet, wenn sich nur keines jemals anders, als in einer wahrhaften geraden Linie fort beweget, so werden sie sich bis in das Unendliche in einer gleichen Linie nebeneinander fort bewegen, und allemal gleich weit von einander abstehen, ohne, daß eines dem andern näher kommt, oder sich gar mit ihm verbindet. Zwey gerade Linien, welche man parallel, oder ganz gleich neben einander ziehet, werden niemals so nahe zusammen kommen, daß eine die andere durchschneidet, oder gar, wie die Mathematici reden, eine die andere decket, wenn man sie auch bis in das Unendliche fortzöge. Da also bis in Ewigkeit, durch diese Bewegung der untheilbaren Wesen in gerader Linie keine Zusammenverbindung entstehen kann, so folget, daß sie auch keinen Körper zusammen zu setzen vermögend sind.

LXXXV. Das Clinamen, oder die Abweichung der untheilbaren Dinge in ihrer Bewegung von einer geraden Linie, ist eine Erdichtung, welche die Epicuräer in ihren LehrSätzen annehmen, sich aber dadurch selbst widersprechen.

Da die Epicuräer die Augen vor der Deutlichkeit dieser Wahrheit, welche den ganzen Grund ihres LehrGebäudes umstößet, nicht verschließen können, so haben sie gleichsam noch eine Quelle entdecket, woraus sie schöpfen, und welche der Poet Lucretius das Clinamen, oder die Abweichung der untheilbaren Dinge von einer geraden Linie in ihrer Bewegung nennet: Das ist demnach eine Art der Bewegung, die ein wenig von der geraden Linie abweichet, und also den Atomis ein Mittel zeiget, wodurch sie aneinander stoßen können. Also drehen sie die Bewegung, wie sie wollen, um nur auf einige Art zu ihrem Zweck zu gelangen. Aber wo nehmen sie diese kleine Abweichung der untheilbaren Wesen, durch welche sie ihr LehrGebäude zu erhalten sich einbilden, her? Ist die gerade Linie denen Körpern zu ihrer Bewegung wesentlich eigen, so können dieselben auf keine Seite weichen, und folglich in Ewigkeit sich nicht mit einander verbinden. Es streitet demnach das Clinamen mit dem Wesen

der Materie, und diese Weltweisen widersprechen sich selbst ohne allen Scheu. Wenn aber hingegen die gerade Linie nicht allen Körpern zur Bewegung wesentlich eigen ist, warum führet man uns denn so ernsthaft ewige, nothwendige und unveränderliche Gesetze für die Bewegung der untheilbaren Wesens an, ohne auf den ersten Beweger zurück zu kommen? Und warum bauet man ein ganz philosophisches LehrGebäude auf einen so erdichteten und lächerlichen Grund? denn durch das Clinamen, oder Abweichung, das eben so fabelhaft, wie die poetischen Erdichtungen ist, kann die gerade Linie nicht bestehen, und ihr ganz LehrGebäude fället ein. Sowol das Clinamen, als die Bewegung in einer geraden Linie, ist eines so erdichtet, als das andere, und hebet eines das andere auf. Man siehet hieraus deutlich, was zu entstehen pfleget, wenn sich Menschen eine unverschämte Freyheit heraus nehmen, alles das, was ihre Einbildung sich vorstellet, für eine unumstößliche Wahrheit auszugeben, blos dadurch eine Erdichtung zu vertheidigen, und nicht eine Kunst und Weisheit wahrzunehmen, die alles in der Welt so herrlich gebildet und hervorgebracht hat.

LXXXVI.

LXXXVI. Es ist sehr ungereimt, daß die Epicuräer, aus der Abweichung der Atomorum oder untheilbaren Stäubgen das Wesen der Seele erklären wollen.

Dieses ist das letzte in dieser Materie welches wir in Erwegung zu ziehen haben, und man muß erstaunen, daß sich die Epicuräer unterstehen durch das Clinamen, welches an und vor sich selbst nicht kann erkläret werden, auch das zu erklären, was man die menschliche Seele, und den freyen Willen des Menschen nennet. Sie sagen daher: es bestünde der menschliche Wille in der Bewegung, worinnen die untheilbaren Stäublein sich befänden, die da gleichsam eine Art des Gleichgewichtes zwischen einer geraden, und einer etwas gebogenen Linie ausmachte. Wunderbare, und seltsame Philosophie! Wenn die untheilbaren Stäublein blos in einer geraden Linie gehen, so sind dieselben leblos und unfähig aller Erkenntniß, und alles Willens: wenn aber eben diese untheilbare Stäublein von der geraden Linie nur in etwas abweichen, so werden sie auf einmal lebendig, denkend und vernünftig. Sie machen sich selbst zu verständigen Wesen, die sich erkennen, die nachsinnen, sich berathschlagen, und die in allen, was sie machen, frey seyn. Welche Verwandlung kann wol abgeschmackter

gedacht werden? Was würde man wol von einer Religion sagen, die da eben durch nichts weiter, als durch solche kindische Grundsätze, bewiesen werden könnte, deren sich doch diese Weltweisen, eine wohlgegründete Religion damit zu widerlegen, bedienen?

LXXXVII. Die Epicuräer verblenden sich selbst dadurch, daß sie die Freyheit des Menschen, durch die Abweichung der untheilbaren Dinge erklären wollen.

Aber bemerket wodurch sich diese Philosophen selbst betrügen. Nehmlich es kommt daher, weil sie in der Bewegung und Abweichung der untheilbaren Dinge, etwas finden wollen, welches mit einigen Schein die menschliche Freyheit erkläret. Dieses ist keine eingebildete Freyheit; indem man an dem, was uns am bekanntesten ist, und was wir selbst empfinden, zweifeln müßte, wenn man diese Freyheit nicht zugeben wollte. Ich empfinde ja, daß ich frey bin, indem ich sitzen bleibe, da ich auch aufstehen könnte. Ich weiß es mit einer so vollkommenen Gewißheit, daß es nicht in meinem Vermögen ist, im Ernst daran zu zweifeln, und daß ich mich selbst verleugnen müßte, wenn ich das Gegentheil behaupten wolte. Kann man aber wol einen deutlichern Beweiß von der Religion

ligion haben? Man muß an seiner eigenen Freyheit zweifeln, um an dem Daseyn Gottes zweifeln zu können: daher schließe ich nun, daß man nicht im Ernst an dem Daseyn GOttes zweifeln kann, weil niemand im Ernst an seiner eigenen Freyheit zweifeln wird. Wenn man aber aufrichtig gestehet, daß die Menschen in ihren Willen wahrhaftig frey seyn, so ist nichts leichter zu zeigen, als dieses, daß die Freyheit des Willens aus keiner Zusammenverbindung der untheilbaren Wesen bestehen kann, zumal da vorausgesetzet worden, daß kein erster Beweger da ist, welcher der Materie Gesetze der Bewegung nach seinem Belieben gegeben hat. Denn sonst müßte die Bewegung denen Körpern wesentlich zukommen, und alle Gesetze, nach welchen sie sich bewegten, müßten eben so nothwendig, als das Wesen, und die Natur derselben seyn. Es müßten alle Bewegungen der Körper sich nach denen beständigen und unveränderlichen Gesetzen richten. Es müßte ferner die Bewegung in gerader Linie allen denen untheilbaren Stäublein wesentlich eigen seyn, welche nicht durch andere untheilbare Stäublein auf die Seite gedrehet würden. Sie müssen vermöge der Natur ihres Wesens, in gerader Linie entweder von Unten in die Höhe oder von der rechten zur Linken, oder nach einer gewissen Art

der Creutz-Linie sich bewegen, und zwar müßte diese Bewegung ganz unveränderlich, und bestimmt seyn. Ausserdem ist es auch klar, daß kein untheilbares Stäublein von keinem andern auf die Seite gedrehet werden kann. Denn dieses andere untheilbare Stäublein hat eben eine solche, unvermeidliche und ewige Bestimmung in seinem Wesen, daß es in gerader Linie seine Bewegung machen muß. Daher denn folget, daß alle untheilbare Stäublein die da einmal in gerader Linie stehen, und sich in dieser Linie ohne Aufhören hin und her bewegen; ohne daß einer dem andern jemals zu nahe kommt, bis in das Unendliche einander nicht berühren können. Das Clinamen, oder die Abweichung ist, wie wir schon vorhin bewiesen haben, offenbar ohnmöglich. Doch aber lasset uns wider die offenbare Wahrheit annehmen, daß es möglich sey; so folget, daß das Clinamen, oder solche Abweichung, eben so nothwendig unveränderlich sey, und aus dem Wesen der untheilbaren Dinge fließe, wie die Bewegung der Körper in gerader Linie. Will man denn aber sagen, daß ein wesentliches und unveränderliches Gesetz von Bewegung der untheilbaren Stäublein von einem Ort zum andern die Freyheit des menschlichen Willens zu erklären im Stande sey? Siehet man nicht, daß das Clinamen dieselbe eben so wenig, als

die

die Bewegung in gerader Linie, erkläret? Wenn das Clinamen wahr wäre, so wurde es eben so nothwendig, als die gerade Linie seyn, in welcher von oben herunter ein Stein auf die Erde fällt: Ist denn aber dieser Stein frey in seinem Falle? Und so würde auch der Wille des Menschen, nach der Meinung, die man von dem Clinamine heget, auch nicht frey seyn. Untersteher sich also der Mensch, seiner eigenen Empfindung zu widersprechen, und will er nicht zugeben, daß sein Wille frey sey, aus Furcht er möchte seinen GOtt erkennen müssen? Erstlich sagen: Die Freyheit des Menschen ist nur eine eingebildete Freyheit, ist so viel, als der ganzen Natur widersprechen, alle Empfindung leugnen, sich selbst Lügen strafen, und das nicht zugestehen wollen, wovon man doch bey sich auf das deutlichste überzeuget ist; Es ist, einen Menschen dahin bringen wollen, daß er glauben soll, er könnte niemals zwischen zweyen Dingen das erwehlen, welches er für das beste hält. Dieses ist vor die Religion, die größte Ehre, daß man siehet auf was für ungereimte Dinge einer verfällt, so bald er das, was sie lehret in Zweifel ziehen will. Zum andern aber gestehen: daß der Mensch in seinem Willen wahrhaftig frey sey, ist, in demselben etwas wahrnehmen, das in ihm würket, welches

nie-

niemand jemals wird erklären können, durch die Verbindung der untheilbaren Stäublein, und durch die Gesetze der Bewegung von einem Ort zum andern, die man alle gleich nothwendig, und der Materie wesentlich eigen, voraus setzen muß, so bald man dem ersten Urheber der Bewegung leugnet. Man muß demnach den Begriff von aller Materie fahren lassen, und ein, von den zusammengesetzten untheilbaren Stäublein, weit unterschiedenes gewisses unkörperliches Wesen suchen, um den freyen Willen des Menschen, so bald man denselben aufrichtig zugiebt, zu erklären. Alle Materie, und ein jedes untheilbares Stäublein, beweget sich nur nach nothwendigen und unveränderlichen Gesetzen. Es kann also die Freyheit, weder in einem körperlichen Wesen selbst, noch in desselben Bewegung von einem Ort zum andern, seyn. Man muß sie demnach in einem unkörperlichen Wesen suchen. Dieses unkörperliche Wesen aber, muß in meinem Körper mit mir selbst vereiniget seyn; aber welche Hand hat dasselbe mit meinem Leibe verbunden, und denen Gliedern dieser körperlichen Maschine unterworffen? Wo ist der Meister, der so verschiedene Naturen zusammen] zu vereinigen gewußt hat? Muß es nicht eine höhere Macht, die über die Körper und über die Geister zu befehlen hat, geben,

von der sie sich beyde, in einer solchen Vereinigung mit einer so unumschränkten Herrschaft, halten lassen. Hierauf antwortet zwar ein Epicuräer: zwey krumme untheilbare Stäublein hängen sich an einander, und verbinden sich mit einander. Allein dieses alles ist falsch nach seinem eigenen Lehrgebäude; denn ich habe bewiesen, daß auch zwey krumme untheilbare Theilgen sich niemals aneinander hängen können, weil sie bis in das Unendliche nicht so zusammen kommen, daß sie einander berührten. Ja, wenn man auch zum Ueberfluß annehmen wollte, daß zwey untheilbare Theilgen sich miteinander vereinigen, und verbinden könnten, indem sie aneinander hangen geblieben; so müßte doch der Epicuräer gestehen, daß ein denkendes Wesen, welches in seinen Handlungen frey ist, und folglich kein Hauffe von Atomis oder kleinen Theilgen, der sich allezeit durch nothwendige Gesetze beweget, uncörperlich sey, keine Figur habe, vermöge welcher es sich an dem Cörper den es belebt, hätte hängen, und dadurch mit demselben sich vereinigen können. Also mag sich der Epicuräer drehen und wenden wie er will, so wird er doch mit seinen eigenen Händen sein Lehrgebäude einreißen. Aber lasset uns wohl vorsehen, daß wir nicht diese Menschen, da sie irren, zu schanden machen,

weil wir auch Menschen seyn, und eben so leicht irren können. Beklaget sie vielmehr, und suchet sie mit lauter Gedult und Sanftmuth zu rechte zu bringen, betet für sie, und bemühet euch durch die deutliche Wahrheit dieselben zu erbauen.

LXXXVIII. Man muß nothwendig die Hand eines erstern Wesens der Welt erkennen, ohne sich bey der Untersuchung aufzuhalten, warum dieses erstere Wesen einige Mängel in der Welt gelassen habe.

Alles zeiget demnach Merkmaale von dem Daseyn Gottes in der Welt: Der Himmel, die Erde, die Pflanzen, die Thiere, und der Mensch hat hiervon die allermeisten und deutlichsten an sich. Alles zeiget uns einen vorgenommenen Endzweck, und wir bemerken einen genauen Zusammenhang zwischen denen Ursachen, die da unter einander stehen, und die von einer höheren und erstern Ursache in der schönsten Ordnung regieret werden.

Man untersuchet hier nicht dieses große Werk so genau. Die Mängel, welche man etwa darinne finden mögte, kommen entweder von dem freyen Willen des Menschen her, wenn derselbe unbedachtsam würket, und also durch seine Schuld dieselben verursachet, oder

sie kommen von dem allezeit heiligen und gerechten Willen GOttes, welcher dadurch sowol die untreuen Menschen straffen, als auch die guten durch die bösen üben, und sie dadurch immer vollkommener machen will. Oefters aber ist auch das, was unserm eingeschränkten und endlichen Verstande in einem abgesonderten Stücke des großen Werkes, ein Fehler und Mangel zu seyn scheinet, eine wahre Zierde in Absicht auf das ganze Werk, und des vorgesetzten Endzweckes, welchen wir zu übersehen nicht fähig sind. Denn unser Gesicht ist viel zu schwach, die Weisheit und Vollkommenheit des ganzen Werkes einzusehen. Siehet man nicht fast täglich, daß man gewisse Handlungen und Thaten unbesonnener Weise tadelt, weil man nicht den ganzen Zusammenhang ihres Verfahrens eingesehen hat? Dieses zeiget sich auch sonsten z. E. bey den Werken der Mahler und der BauKünstler. Wenn die Buchstaben einer Schrift von unmeßlicher Größe wären, so würde ein einziger Buchstabe, den ich in der Nähe betrachtete mein ganzes Auge beschäfftigen, und ich würde nicht mehr als einen davon auf einmal betrachten können, und man könnte also nicht lesen, oder die Buchstaben zusammensetzen um den Sinn derselben herauszubringen. Eben dergleichen

gleichen Beschaffenheit hat es mit der allweisen Vorsehung, und göttlichen Regierung in der Welt seit so vielen Jahrhunderten. Man kann dieselbe nicht eher einsehen, bis man den ganzen Zusammenhang betrachtet; aber den ganzen Zusammenhang zu übersehen, ist vor blose endliche Augen viel zu schwer. Eine jede Begebenheit ist wie ein großer Buchstabe, der allzugroß vor unsere kleinen Werkzeuge, die zum sehen fähig sind, und der da einzeln betrachtet, und außer dem Zusammenhange, keine Erklärung giebet. Wenn wir einmal am Ende der Welt den gehabten Endzweck in GOtt sehen werden, den er von dem ersten Augenblicke der Erschaffung bis auf die letzte Stunde der Zernichtung der Welt gehabt hat, so werden wir bey Erblickung seines so weislich ausgeführten, und vollkommen erhaltenen Endzweckds, ausruffen müssen: HErr, du bist allein gerecht und weise! Muß man doch, wenn man von menschlichen Werken urtheilet, allemal seine Betrachtung auf das Ganze, und auf die dabey gehabte Absicht richten. Es braucht ein jeder Theil nicht eine ganze Vollkommenheit an sich zu haben; wenn er nur die hat, welche ihm in seiner Ordnung, und in der Einrichtung der verschiedenen Theile, die das Ganze ausmachen, zukommt. Es dürfen

ja

ja auch in einem menschlichen Cörper nicht alle Glieder Augen seyn, er muß auch Füße und Hände haben. Also muß in der Welt eine Sonne für den Tag seyn, aber man brauchet auch einen Mond für die Nacht. Ein seeliger Augustinus saget: Die ganze Vollkommenheit der Welt kann niemand eher einsehen, als bis die grossen Dinge alle gegenwärtig seyn, und die kleinen nicht fehlen. Das ist also so viel gesaget: man muß von einem jeden Theile nach dem Zusammenhange, welchen er mit seinem Ganzen hat, urtheilen. Ein jeder der es anders betrachtet, siehet zu wenig, und irret leicht. Aber wie schwach sind nicht die Absichten der Menschen, wenn man sie mit der Schöpfung, und Regierung der Welt vergleichet? So weit der Himmel von der Erden erhaben ist: eben so weit sagt GOtt in der Schrift, sind meine Wege unterschieden von denen Gedanken der Menschen. Der Mensch bewundere demnach nur das, was er einsiehet, bey dem andern aber, was er nicht verstehet, schweige er stille. Was aber die würklichen Mängel anlanget, die GOtt in seinen Werken gelassen; so sind dieselben nur Unvollkommenheiten, dadurch er uns lehren will, daß alles aus Nichts von ihm sey er-

schaffen worden. Es ist nichts in der Welt, das da nicht zeiget, und zeigen soll, zwey einander so entgegen gesetzte Merkmaale: nehmlich sowol das Siegel des Schöpfers, welches er auf seine Werke gedruckt hat, als auch ein Merkmaal des Nichts wovon alles genommen, und worein alles einmal wieder verwandelt werden soll. Das ist eine unbegreifliche Mischung von Niedrigkeit und Hoheit: der Zerbrechlichkeit der Materie, und der Kunst des Meisters. Die Hand des Schöpfers leuchtet überall hervor, auch an dem gerinsten Wurm. Das Nichts lässet sich überall sehen, auch in dem größten, und erhabensten menschlichen Verstande. Alles das, was nicht GOtt ist, kann nur eine eingeschränkte Vollkommenheit haben, das, was nur eine eingeschränkte Vollkommenheit hat, bleibt allezeit unvollkommen, und seine Unvollkommenheit zeigt sich am meisten dadurch daß es vermehret werden kann. Die Creatur würe, wenn ihr gar nichts mangelte, der Schöpfer selbst seyn; Denn sie hätte alsdenn die höchste Vollkommenheit, welches die Gottheit selbst ist. Sobald etwas nicht unendlich seyn kann, so muß es eine eingeschränkte Vollkommenheit haben: Es kann nun dasselbe mehr, oder weniger unvollkommen seyn, aber es muß

doch

doch allezeit unvollkommen bleiben. Man muß allezeit merken können, woran es einen Mangel hat, und bey Betrachtung desselben, muß man einem sagen können: siehe dieses fehlt noch, was es doch haben könnte, und sollte.

LXXXXIIII. Vergleichung der Mängel, die sich in der Natur zeigen, mit denen Mängeln eines Gemähldes.

Werden wir sagen, daß ein Gemählde von dem Ohngefähr, und ohne Kunst gemacht worden sey, wenn wir einige Mängel, so durch des Mahlers Pinsel verursachet worden, an demselben bemerken? Mann wird zwar sagen: der Mahler hätte die natürlichen Farben besser mischen, und die perspectivischen Gemählde besser ausführen können: Es ist wahr, daß das Bild, nicht nach allen Regeln der Vollkommenheit getroffen ist. Allein, was würde das nicht für eine Unbesonnenheit seyn, wenn man sagen wollte: Dieses Gemählde ist nicht ganz vollkommen, daher ist es nichts als ein Haufen Farben, welches das Ohngefehr zusammen gesammlet hat, und keines Mahlers Hand hat daran jemals gearbeitet? Das, was man sich nun schämen würde, von einem solchen Ge-

mählde zu sagen, daran sich einige kleine Mängel der Kunst sehen liessen, das schämet man sich im geringsten nicht, von der ganzen Welt zu behaupten, in welcher doch eine grosse Menge unbegreiflicher Wunder, eine ausnehmende Ordnung, und wundersame Einrichtung, deutlich hervorleuchtet. Man untersuche die Welt, so lange man nur will, und so genau, als es uns beliebet, man betrachte alle Kleinigkeiten, man anatomire das allergeringste Thier, man betrachte das kleinste Saamkörnlein, das in die Erde gesäet ist, und die Art wie es sich vermehret, man erwege genau, und mit Aufmerksamkeit die Vorsicht des Schöpfers, da eine Rose am Tage von der Sonne aufblühet, und des Nachts sich wieder zuschließet, so wird man darinne mehr Vorsicht, Klugheit und Fleiß finden, als in allen Werken, die durch die Kunst nur können verfertiget werden. Das was man die menschliche Kunst nennet, ist nur eine unvollkommene Nachahmung der grossen Kunst, und Vorsicht, welche man die Gesetze der Natur zu nennen pfleget, und die Gottesverläugner, das blinde Glück und Ohngefehr zu nennen, sich nicht entblöden. Darf man sich also wol wundern, wenn die Poeten, die Welt als etwas Lebendi-

ge

ges vorgestellt haben? Wenn sie denen Winden Flügel, der Sonnen Pferde und Wagen beygeleget haben? Wenn sie die Flüsse uns so vorstellen, als ob sie mit Fleiß eileten sich ins Meer zu stürzen, und als ob die Bäume in die Höhe stiegen, um mit ihren dicken Schatten, die Sonnenstralen zu überwinden? Diese erhabene Ausdrücke sind bey denen Poeten sehr gemein, und sind auch so gar bey andern Leuten üblich gewesen. Sehet, so gar natürlich ist es denen Menschen, die Kunst, davon die Natur voll ist, zu empfinden. Die Poeten haben es nur dadurch versehen, daß sie denen leblosen Creaturen die Weisheit des Schöpfers beylegten, welcher doch nur allein in denenselben alles würket. Von diesen poetischen erhabenen Redensarten, sind die Begriffe in die heydnische Gottesgelarheit gekommen, weil nehmlich ihre meisten Gottesgelehrten, dermalen Poeten waren. Sie haben auch so gar denen unvernünftigen Thieren eine Macht, und Weißheit beygelegt, welche sie Numen oder eine göttliche Kraft nennen. Die Wälder und Berge haben bey ihnen ihre besondern Gottheiten. Die Blumen haben ihre Floram, die Früchte der Bäume ihre Pomonam. Je mehr man die Natur ohne Vorurtheile betrachtet, desto mehr wird

man überall eine unerschöpfliche Weisheit finden, die gleichsam die Seele der ganzen Welt ist.

LXXXX. Man muß aus dem, was wir bereits gesaget haben, nothwendig schließen daß ein ersteres Wesen die Welt gemacht habe.

Was folget aus dem, was wir bisher gesaget haben für ein Schluß? kein anderer, als dieser, welcher von sich selbst kömmt: Da so viel Weisheit und Einsicht erfordert wird, die Ordnung und die wunderbare Einrichtung der Welt, nechst der Absicht, die der Schöpfer dabey gehabt hat, einzusehen, saget jener **Minucius Felix**: wie viel größer und erhabener muß nicht der Verstand seyn, der dieses alles hervorgebracht und dargestellet hat. Bewundert man die Weltweisen so sehr, weil sie nur einen kleinen Theil der Geheimnisse dieser Weisheit, die alles gemacht hat, etwa entdecken, so müßte man ganz und gar blind seyn, wenn man nicht die Weisheit selbst bewundern wollte.

LXXXXI. Einige Ursachen, warum die Menschen GOtt an seinen Creaturen in der Welt gar nicht erkennen wollen, da er sich doch denenselben, wie in einem Spiegel in seinen Werken vorgestellet hat.

Lasset uns die Welt, in der sich GOtt dem menschlichen Geschlechte, wie in einem Spiegel vorstellet, in Erwegung ziehen. Es giebt Menschen, (ich rede von einigen Weltweisen) die selbst in ihren Gedanken sich verirren. Alles kommt ihnen vergebens vor: und indem sie sich aufs emsigste bemühen recht tief nachzusinnen, verlieren sie eine Wahrheit, welche man mit blos natürlichen Augen findet, und an sich selbst gewahr wird, ohne die geringste Weltweisheit dabey nöthig zu haben.

Andere sind von ihren Leidenschaften so eingenommen, daß sie in einer beständigen Zerstreuung leben. Wenn man GOtt in seinen Werken erkennen will, so muß man nur ein wenig Achtung auf dieselben geben. Die Leidenschaften aber verblenden in gewissen Stücken nicht allein die ungesitteten Völker, sondern auch die Nationen, welche besonders weise,

und vor andern Völkern klug zu seyn scheinen, so sehr, daß sie auch das Licht nicht sehen, welches sie erleuchtet. In diesem Stucke sind die Egypter, Griechen und Römer nicht weniger blind, und sinnlos gewesen, als die, welche man ihnen in der Weisheit weit nachsetzet. Sie sind, wie die, welche sich in sinnliche Dinge vertiefen, ohne weiter nachzusinnen. Sie haben ihren Verstand nur zu verbessern gesuchet, um sich durch die angenehmen Begriffe der Sinne vergnügen zu können, ohne daß sie haben die Quelle entdecken wollen, woraus alles wahre Vergnügen entstehet. So leben die meisten Menschen, welches zu beklagen ist, auf der Welt. Man sage ihnen, was man will, sie denken doch an nichts, ausgenommen an das, was ihren heftigen Leidenschaften angenehm ist, und ihrer Eitelkeit schmeichelt. Ihre Seelen beschweren sie dergestalt mit irrdischen Dingen, daß sie sich nicht mehr zu einem unkörperlichen Gegenstande erheben, und denselben betrachten können. Alles, was sie nicht mit Händen greiffen, mit Augen sehen, mit Ohren hören, schmecken, empfinden, verstehen und ausrechnen können, das scheinet ihnen erdichtet zu seyn. Diese Schwäche der Seele, die sich hernach in Unglauben verwandelt, hal-

ten sie für eine besondere Klugheit und hohen Verstand, und ihre Eitelkeit treibet sie an, sich dem zu widersetzen, was andere Menschen natürlicher Weise beweget. Das ist eben so, als wenn ein Ungeheuer sich rühmen wollte, daß es nicht nach den gemeinen Regeln der Natur gebildet ist, oder wenn ein Blindgebohrner deswegen frolocken wollte, daß er kein Licht und keine Farbe glaubete, welche doch die übrigen Menschen alle sehen.

LXXXXII. Ein Gebet zu GOtt.

O mein GOtt! Obschon so viel Menschen dich nicht an dem schönen Schauplatze, welchen du ihnen in der ganzen Natur gegeben hast, wahrnehmen; so bist du doch einem jeden unter uns gegenwärtig. Ein jeder kann dich fast mit Händen greiffen; allein die äußerlichen Sinnen und die Leidenschaften, welche durch dieselben erwecket werden, benehmen bey vielen der Seele alle Aufmerksamkeit: Also leuchtet, HErr, dein Licht in der Finsterniß, aber die Finsterniß ist so dicke, daß sie es nicht erkennen. Du zeigest dich ihnen überall, allein die Menschen drucken ihre Augen zu, und wollen dich durchaus nicht kennen. Die ganze Natur redet von dir, und erthönet von deinem großen Namen. Allein sie redet zu Tauben, deren Taubheit daher kommt, weil sie sich selbst vertäuben. Du bist um sie herum, und wohnest in ihnen, aber sie

sind Flüchtlinge, und irren auser sich selbst herum. Sie fänden dich gewiß, o du angenehmes Licht, ewige Schönheit, beständig reine Quelle der himmlischen Wollust! O reines und glückseeliges Leben vor die, welche wahrhaftig leben, weil sie dich in sich selbst suchen. Aber die Gottlosen verlieren dich, weil sie sich selbst verlieren. Ach Jammer! sie bewundern die großen und herrlichen Geschenke, welche von deiner allgütigen Hand kommen, so sehr, daß sie dich selbst nicht sehen. Die Gottlosen leben von dir, und sie denken doch nicht an dich, oder sterben vielmehr bey dem Leben, aus Mangel der Nahrung von deiner Erkenntniß. Denn dich nicht kennen, ist der Tod. Sie schlafen in deinen zärtlichen Armen, und wegen der vielen irrenden Träume, von denen sie sich im Schlafe herum führen lassen, merken sie nicht die mächtige Hand, die sie träget. Wenn du ein nichtiger, ohnmächtiger, und unbelebter Körper wärest,

so

so, wie etwa eine Blume, die verblühet, und wie ein Fluß, der fortfließet, ein Haus, das zerbrechlich ist, oder ein Gemählde, das nur aus einem Haufen zusammengesetzter Farben bestehet, und sich nur denen Sinnen darstellet, oder ein nichtiges Metall, das nur ein wenig Glanz hat; so würden sie dich erkennen, und nach ihrer Thorheit dir zuschreiben, daß du sie belustigen könntest, ob es schon unmöglich ist, daß von leblosen Dingen eine wahre Lust kommen kann, weil sie selbst dergleichen nicht haben, sondern du allein davon der Urheber seyn must. Wenn du etwa nur ein grobes, irrdenes und lebloses Gemächt wärest, oder nur ein bloser Schatten von dem wahren und vollkommenen Wesen; so würde deine geringe Natur ihre eitle Sinne beschäftigen, und du würdest ein wohleingerichteter Gegenstand vor ihre niederträchtigen und thierischen Gedanken seyn. Allein, weil du dich ihnen in ihrem inwendigen auf das deutlichste offenba-

fenbarest, so sind sie so nachläßig, daß sie dich nicht in sich suchen, und du bleibest ihnen also ein verborgener GOtt. Denn die Thorheit, auf welche sie gerathen sind, hat sie so verblendet, daß sie bey hellem Lichte nicht sehen, und die Ordnung, und Schönheit, welche du über deine Creaturen ausgebreitet hast, sind, so zu sagen, ein Schleyer, welcher dich vor ihren kranken Augen verbirget. Woher soll demnach das Licht kommen, welches diese Blinden erleuchtet? die da so blind seyn, daß sie die Stralen der Sonne selbst verhindern, daß sie die Sonne nicht sehen. Kurz, weil du eine so hohe, und reine Wahrheit bist, die gar in grobe körperliche Sinne nicht fallen kann, so mögen die Menschen, welche denen Rossen und Mäulern gleichen, dich nicht fassen. Es ist gleich, als wenn die Menschen gar keinen Begriff von der Tugend hätten, davon doch keiner von ihren Sinnen ein klares Zeugniß ablegen kann, indem die Tugend, weder einen Ton, Farbe, Geruch,

Geschmack, Gestalt, noch eine sinnliche Eigenschaft an sich hat. Warum zweifeln demnach, o mein GOtt! die Menschen viel eher an deinem Daseyn, als an allen andern wahren und würklichen Dingen, die im menschlichen Leben vorkommen, und die vielmals eben so wie du, unseren Augen, und überhaupt unseren Sinnen nicht merklich werden? O Elend, o fürchterliche Nacht! welche die Adams-Kinder umhüllet! O erschreckliche Blindheit! O verkehrte Menschen! hat denn der Mensch nur Augen den Schatten zu betrachten, die Wahrheit aber für ein Gespenst zu halten? Das, was nichts ist, ist bey ihm alles, und das, was alles ist, scheinet ihm nichts zu seyn. Was sehe ich österer in der ganzen Natur als dich, o mein GOtt? GOtt überall, und GOtt nur allein! Wenn ich daran gedenke, HErr, daß alles in dir lebet, webet und ist; so ertrinke ich und vergehe in dem Abgrunde der Wahrheit meiner Gedanken.

Ich

Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe wird? Alles, was du nicht bist, vergehet, und es bleibet mir kaum so viel übrig, daß ich mich selbst wieder finde. Wer dich nicht siehet, der siehet gar nicht. Wer dich nicht schmecket, hat keine Empfindung. Es ist so gut, als wenn er nicht wäre. Sein ganzes Leben ist nur ein Traum. Erhebe dich, HErr! erhebe dich! daß deine Feinde vor deinem Angesichte, wie Wachs zerschmelzen, und wie ein Rauch vergehen. Unglückseelige Seele, welche ohne GOtt ist! denn sie ist ohne Hoffnung, ohne ewigen Trost! Schon glückseelig ist die Seele, die dich suchet, nach dir seufzet, und nach dir dürstet! Aber vollkommen glückseelig ist die, über welche das Licht deines Antlitzes leuchtet, deren Thränen deine Hand abwischet, und deren Verlangen deine Liebe schon bereits sättiget! Wenn wird das werden? O glücklicher Tag, ohne Wolken, und ohne Ende, dessen Sonne du selbst seyn wirst, und an welchem du

mit-

mitten durch mein Herz, wie ein Bach von Wollust fließen wirst. Wegen dieser Hoffnung hüpfen meine Gebeine, und meine Lippen öffnen sich verwunderungsvoll, und lassen diese Worte hören: HErr, wer ist dir gleich? Mein Herz zerbricht, und mein Fleisch fället ab, du aber, mein GOtt! bleibest meines Herzens Trost und mein ewiger Theil! Amen.

Erstes

Erstes Register,

des Haupt-Innhalts aller in dieser Abhandlung befindlichen Capitel.

die Vorrede.

I. Daß es niemals wahrhaftig vollkommen überredete Atheisten gegeben hat.

II. Daß es nöthig ist, wegen der Würklichkeit, oder des Daseyns GOttes zu schreiben, um diejenigen zu bevestigen, welche daran zweifeln, und um diejenigen, welche daran zu zweifeln suchen, zu überzeugen.

III. Daß die Beweise von dem Daseyn GOttes, wenn sie aus der Natur genommen werden, die rührenden sind.

IV. Daß der berühmte Urheber dieses Buchs diese alle zur rechten Zeit angebracht hat.

V. Daß er die nothwendigen Grundsätze hat angegeben, um den Spinozisimum zu widerlegen.

VI. Widerlegt der Urheber dieser Vorrede mit Sorgfalt diese Art des Atheismi.

Die Abhandlung selbst.

I. Die Metaphysischen Beweise von dem Daseyn GOttes sind nicht vor alle Menschen, oder können nicht von allen Menschen gefaßt werden, Seite 31.

II. Die Beweise von dem Daseyn GOttes, welche hergenommen sind von Dingen, die in die Sinne fallen, können von allen Menschen gefaßt werden, S. 32.

III. Warum so wenig Menschen auf die Beweise von dem Daseyn GOttes, die die Natur an die Hand giebet, Achtung haben, S. 33.

IIII. Die ganze Natur zeiget das Daseyn ihres Urhebers, S. 35.

V. Schöne Vergleichungen, welche beweisen: daß die Natur von ihrem Urheber zeiget, die erste Vergleichung ist hergenommen von der Iliade des Homeri, S. 36.

VI. Die andere Vergleichung ist hergenommen von denen Thönen der Instrumenten, S. 38.

VII. Die dritte Vergleichung ist hergenommen von einer Bildsäule, S. 38.

VIII. Die vierte Vergleichung ist von einem Gemählte hergenommen, S. 40.

VIIII. Besondere und genauere Untersuchung der Natur, S. 43.

X. Von

X. Von der Einrichtung des allgemeinen WeltGebäudes, S. 44.
XI. Von der Erde, S. 45.
XII. Von den Pflanzen, S. 49.
XIII. Von dem Wasser, S. 52.
XIV. Von der Luft, S. 57.
XV. Von dem Feuer, S. 59.
XVI. Von dem Himmel, S. 61.
XVII. Von der Sonne, S. 62.
XVIII. Von denen Gestirnen, S. 66.
XVIIII. Von den Thieren, S. 70.
XX. Die bewunderungswürdige Ordnung aller Cörper, welche die Welt ausmachan, S. 78.
XXI. Das bewundernswürdigste an den unendlich kleinen Cörpern, S. 79.
XXII. Von der Bildung eines Thieres, S. 81.
XXIII. Von dem natürlichen Triebe der Thiere, S. 81.
XXIIII. Von der Nahrung der Thiere, S. 85.
XXV. Von dem Schlaf, S. 87.
XXVI. Von der Zeugung, und Fortpflanzung, S. 88.
XXVII. Einige Fehler, die die Thiere in vielen Dingen machen, verhindern nicht, daß ihr natürlicher Trieb in den meisten Stüken untrüglich gehe, S. 97.

XXVIII. Von der Unmöglichkeit, daß die Seele der Thiere von ohngefehr sey, S. 99.

XXVIIII. Die Meinungen einiger Alten von der Seele und der Erkenntniß der Thiere, S. 101.

XXX. Von dem Menschen, S. 104.

XXXI. Von dem Bau des menschlichen Leibes, S. 105.

XXXII. Von der Haut des Menschen, S. 107.

XXXIII. Von den Adern und großen BlutGefäßen, S. 108.

XXXIIII. Von den Gebeinen, und ihrer Zusammenfügung, S. 109.

XXXV. Von den Theilen des menschlichen Leibes, die da erforderlich sind, bey der Verdauung, Blut zu machen, und Odem hohlen zu können, S. 112.

XXXVI. Von den innerlichen Theilen, S. 114

XXXVII. Von den beyden Armen und Nutzen derselben, S. 115.

XXXVIII. Von dem Halse und dem Haupt, S. 117.

XXXVIIII. Von der Stirne und denen übrigen Theilen des Gesichtes, S. 120.

XXXX. Von der Zunge und den Zähnen, S. 122.

XXXXI. Vom Geruch, Geschmack und Gehöre, S. 124.

XXXXII.

XXXXII. Von der Größe und dem Verhältnisse, welches der menschliche Körper unter sich hat, S. 126.

XXXXIII. Von der Seele, die da unter allen Creaturen allein denket, und urtheilet, S. 128.

XXXXIIII. Warum kein materialisches Wesen denken könne, S. 130.

XXXXV. Von der Vereinigung der Seele und des Leibes, davon GOtt allein der Urheber seyn kann, S. 132.

XXXXVI. Die Herrschaft der Seele über den Leib ist unumschränkt, S. 136.

XXXXVII. Die Herrschaft der Seele über den Körper ist nicht nur unumschränkt, sondern auch blind, S. 138.

XXXXVIII. Die Herrschaft der Seele über den Leib, zeiget sich vornehmlich in denen Bildern, welche in meinem Gehirn formiret werden, S. 141.

XXXXVIIII. Zwey Wunder an dem Gedächtniß, und dein Gehirn, S. 146.

L. Der Verstand des Menschen ist von hoher und grosser Einsicht, dabey aber auch mit Schwachheit umgeben, S. 148.

LI. Der Verstand hat einen Begriff von dem Endlichen, weil er sich eine Vorstellung von dem Unendlichen machen kann, S. 149.

LII. Zum andern sind die Begriffe des Verstandes allgemein, ewig und unveränderlich, S. 151.

LIII. Die Schwäche des menschlichen Verstandes, S. 154.

LIIII. Die Begriffe des Menschen sind unveränderliche Gesetze von seinem Urtheile, S. 157.

LV. Was die Vernunft des Menschen sey? S. 159.

LVI. Die Vernunft ist einerley bey allen Menschen, zu allen Zeiten, und in allen Ländern, S. 160.

LVII. Die Vernunft des Menschen hanget nicht von ihm ab, sondern sie ist über demselben, S. 164.

LVIII. Das ist die ewige Wahrheit selbst, die aller Verstand erleuchtet, und sich demselben mittheilet, S. 166.

LVIIII. Durch dieses Licht der ersten Wahrheit beurtheilet der Mensch das, was man ihm saget, ob es falsch oder wahr sey, S. 169.

LX. Die höhere Vernunft, welche ihren Sitz in dem Menschen hat, ist etwas göttliches und alles das, was wir bisher erhabenes in dem Menschen wahrgenommen haben, sind offenbare Merkmaale von dem Daseyn GOttes, S. 171.

LXI. Neue deutliche Spuren und Merkmaale, von

von dem Daseyn GOttes in dem Menschen, welche hergenommen sind von der Erkenntniß, die derselbe von einer Einheit hat, S. 172.

LXII. Der Begriff von der Einheit beweiset, daß es Wesen giebet, die nicht materiel seyn, und daß ein vollkommenes Wesen sey, welches GOtt ist, S. 197.

LXIII. Die Unterwürfigkeit und Freyheit des Menschen: Seine Unterwürfigkeit beweiset das Daseyn GOttes, S. 200.

LXIIII. Der gute Wille kann nur von einem höheren Wesen kommen, S. 203.

LXV. Da alles von dem höchsten Wesen herrühret, so hanget das Vermögen etwas Gutes zu wollen, auch einzig und allein von ihm ab, S. 205.

LXVI. Von der Freyheit des menschlichen Willens, S. 207.

LXVII. Die Freyheit des Menschen bestehet darinnen, daß sein Wille, indem er sich zu etwas entschließet, sich selbst bildet, und sein Maaß giebet, S. 208.

LXVIII. Der Wille kann der Gnade widerstehen, und seine Freyheit ist der Grund der Belohnung, und der Straffe, S. 212.

LXVIIII. Das Daseyn GOttes leuchtet auch aus dem deutlich herfür, daß der Mensch von

von einem Höheren abhanget, und doch dabey einen freyen Willen hat, S. 214.

LXX. Das Siegel, welches GOtt auf alle seine Werke gedruckt hat, S. 216.

LXXI. Von dem Einwurfe der Epicuräer, welche alles dem blinden Ohngefehr zuschreiben, S. 217.

LXXII. Die Antwort auf den Einwurf der Epicuräer die da alles dem blinden Ohngefehr zuschreiben, S. 219.

LXXIII. Die Vergleichung der Welt mit einem wohl eingerichteten Hause, und die Fortsetzung der Antwort auf den Einwurf der Epicuräer, S. 224.

LXXIIII. Ein anderer Einwurf der Epicuräer, der da von der ewigen Bewegung der Atomorum oder der untheibaren Stäublein hergenommen ist, S. 227.

LXXV. Die Antwort auf den Einwurf der Epicuräer, der da genommen ist von der ewigen und mannichfaltigen Bewegung der Atomorum, oder der untheilbaren Stäubgen, S. 231.

LXXVI. Die Epicuräer verwechseln die Werke der Kunst, mit denen Werken der Natur, S. 234.

LXXVII. Die Epicuräer setzen alles das, was ihnen gefällt, ohne einigen Beweiß zum voraus, S. 236.

LXXVIII.

LXXVIII. Die Grund-Sätze der Epicuräer sind ganz falsch, und blos erdichtet, S. 237.

LXXVIIII. Es ist falsch, daß die Bewegung den Körpern eigen sey, und ihnen wesentlich zukomme, S. 238.

LXXX. Die Gesetze der Bewegung, welche die Epicuräer voraussetzen, machen gar nicht, daß die Bewegung den Körpern wesentlich eigen wird, S. 241.

LXXXI. Um eine bestimmte Ursache der Bewegung angeben zu können, muß man nothwendig auf einen ersten Beweger zurück gehen, S. 243.

LXXXII. Kein Gesetz der Bewegung hat seinen Grund in den Körpern selbst, und der größte Theil dieser Gesetze ist nur willkührlich, S. 244.

LXXXIII. Die Epicuräer können aus dem allen, was sie voraus setzen nichts schließen, wenn man es ihnen auch gleich zugeben wollte, S. 246.

LXXXIIII. Die Atomi können vermöge der Bewegung, welche ihnen die Epicuräer beylegen, nicht die geringste Verbindung machen, und folglich keinen Cörper hervorbringen, S. 247.

LXXXV. Das Clinamen, oder die Abweichung der untheilbaren Dinge in ihrer Bewegung von einer geraden Linie, ist eine Erdichtung,

welche die Epicuräer in ihren LehrSätzen annehmen, sich aber dadurch selbst widersprechen, S. 249.

LXXXVI. Es ist sehr ungereimt, daß die Epicuräer, aus der Abweichung der Atomorum oder untheilbaren Stäubgen das Wesen der Seele erklären wollen, S. 251.

LXXXVII. Die Epicuräer verblenden sich selbst dadurch, daß sie die Freyheit des Menschen, durch die Abweichung der untheilbaren Dinge erklären wollen, S. 252.

LXXXVIII. Man muß nothwendig die Hand eines erstern Wesens der Welt erkennen, ohne sich bey der Untersuchung aufzuhalten, warum dieses erstere Wesen einige Mängel in der Welt gelassen habe, S. 258.

LXXXVIIII. Vergleichung eines Gemählde's mit denen Mängeln, die sich in der Natur zeigen, S. 263.

LXXXX. Man muß aus dem, was wir bereits gesagt haben, nothwendig schliessen, daß ein ersteres Wesen die Welt gemacht habe, S. 266.

LXXXXI. Einige Ursachen, warum die Menschen GOtt in der Welt an seinen Creaturen gar nicht erkennen wollen, da er sich doch denenselben, wie in einem Spiegel, in seinen Werken vorstellet, S. 267.

LXXXXII. Ein Gebeth zu GOtt, S. 270.

Zwey-

Zweytes Register,

Der vornehmsten Materien.

A.

Atheisten, es giebt keine würkliche. S. 2.
= = verstellte S. 2.
Apollo, in Stein gehauen, der Vollkommenste, wo? S. 39.
Arterien, wie sie unterschieden von den andern Adern? S. 108.
Augustinus, dessen Gedanken von der Uebereinstimmung des Leibes, und der Seelen 140. 141.

B.

Baile, will den Atheismum vertheidigen S. 3.
= = wird widerlegt S. 4. 5. 6.
Beweis zu zeigen, daß ein GOtt sey, welches der stärkste? S. 12.
Bedürfniß, wozu sie diene? S. 49.
Berge, worzu sie nützlich? S. 49.
Bäume, auf wie vielerley Art sie nützen? S. 51. 52.

Blut,

Blut, dessen Beschaffenheit. S. 108.
Beine deren Natur, und Beschaffenheit. S. 111. 112.
Bilder, von allen Gegenständen kommen in das Gehirn, wie? S. 143. 144. 145.

D.

Daseyn GOttes, ob es nöthig und nützlich sey davon zu schreiben S. 8.

E.

Erde, in wie ferne sie ein kleiner Winkel zu nennen S. 45.
= = Derselben Beschaffenheit S. 45. 46. 47.
Ebbe, und Fluth zeigt das Daseyn Gottes. S. 56.
Ente, warum sie Felle an Füssen hat? S. 71.
Endliche, muß aus den Unendlichen erkannt werden. S. 149. 150.
Einheit, es giebt keine würkliche in der Natur 175.

F.

Feuer, woher es entstehet S. 60.
= = Dessen mannigfaltiger Nutzen S. 60.

G.

Gehirn, wird mit einem Buch verglichen. S. 125. 126. enthält Bilder. 146. 147.

H.

Herkules, in LebensGröße, der vollkommenste welcher? S. 40.
Hund, ein Bild der Gesellschaft. S. 74.
Haut, des Menschen ist nicht von einerley Beschaffenheit S. 107.

J.

Insecten, sind nützlich S. 77. 78.

K.

Kopf, des Menschen, warum er nicht größer, oder kleiner ist? S. 117.
Krankheit, was sie sey S. 150.

L.

Leidenschaften, sind Ursachen, daß man GOtt nicht aus der Natur erkennet. S. 33. 34. 35.
Luft, was sie sey? S. 58.
wenn sie dicke, was sie verursacht? S. 58.
LebensGeister, nehmen ihren Ursprung, wo? S. 106.
Lunge, was sie sey? S. 113.
= = derselben Nutzen S. 113.
Luft-Röhre, deren Beschaffenheit S. 122.
Nutzen S. 123.

M.

Mechanismus, vollkommener, wird an denen Thieren wahrgenommen. S. 42. 43.

Mensch, gehet aufrechts, warum? S. 61.
warum er nicht grösser, oder kleiner? S. 127.
Meinung, der Alten von Feuer S. 60.
- - von der Seele. S. 129.

N.

Natur, was die Stoicker darunter verstanden? S. 103.

O.

Ohngefehr, was es sey? S. 36.
kann nichts hervorbringen S. 37. 38.
Ocean, Sammel Platz der Völker, wie? S. 55.
Odem holen, dienet worzu? S. 112.

P.

Pferdt, dessen besonderer Nutzen. S. 74.

R.

Reh, legt seine Jungen wohin? S. 95.
Reiger, steckt seinen Kopf unter die Flügel wenn? S. 95.
Rippen, des Menschen gehen nicht völlig zusammen warum? S. 110.
Rückgrad, warum er nicht aus einen Bein bestehen darf S. 111.
ist hol warum? S. 111.

Spino-

S.

Spinosa, dessen LehrGebäude S. 17.
= = wird widerlegt. S. 17. 18. 30.
Sonne, derselben Beschaffenheit, S. 62.
= = vielfältiger Nutzen. S. 64.
Sterne, was man bey Erblickung derselben für Betrachtungen anzustellen? S. 67.
Schwan, hebt seine Flügel in die Höhe wenn er schwimmt, warum? S. 71.
Schule, in dem Menschen S. 171.

T.

Thiere, kriechende leben noch, wenn man sie schon zerhauen, warum? S. 73.
= = zahme giebt es mehr als wilde S. 76.
Trieb, bey den Menschen ist zweyerley. S. 165.
= = bey den Thieren, was er eigentlich sey? S. 96. 97.

U.

Ursache, warum die wilden Thiere sich nicht so vermehren, wie die zahmen? S. 90.
Urtheil richtiges, woher es entstehet? S. 158.

V.

Verstand, kann sich mit nichts zu thun machen worinnen sich GOtt ihm nicht offenbaret S. 11.

= = hat

= = hat einen Begriff von der Unendlichkeit. S. 149.
= = kennet sich selbst nicht. S. 154.
Vernunft, ist von doppelter Art. S. 171.

W.

Wasser, dessen Schwere S. 54.
= = Kraft S. 54.
Wolken, deren Beschaffenheit, S. 57.
= = verschiedenen Nutzen S. 57.
Wind, dessen Nutzen. S. 59.
Winter, was er sey? S. 64.
Werkzeuge, der Sinnen sind doppelt, warum? S. 118.
Wille, der freye, was er sey? S. 213.

Z.

Zehen, deren eigentlicher Nutzen. S. 109.

Druckfehler.

p. 16. lin. ultim. wenige ließ ewige.
p. 25. lin. 3. ihn l. ihm.
p. 38. lin. 2. dem l. denen.
p. 38. lin. 9. Viclons l. Violons.
p. 53. lin. 21. zugegeben l. zu geben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fénelon, François de Salignac de La Mothe, / Folger, Daniel Emanuel, /
Marggraf, Georg Michael,

Des Herrn Franziscus Salignac de La Motte Fenelons Beweiß von dem Daseyn
Gottes aus der Natur

Jena 1760

Ph.sp. 273 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043182-2
VD18 90595858